

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Nr. 82 SONNTAG, 6. Jänner 1935

Aus dem Inhalt:

Retter am laufenden Band:

„Herosen“ und Herostraten
Segers Feldzug in USA.

Tragödie der Diktatur

Eine neue „Sieges“-Legende

Verlag: Karlsbad, Haus „Graphia“ — Preise und Bezugsbedingungen siehe Beiblatt letzte Seite

Hitler ruft nach dem Retter!

Die Wandlung in der Wirtschaftsdiktatur

Von Anfang an hat die nationalsozialistische Diktatur in ihrem Streben nach Totalität, nach Unterordnung aller gesellschaftlichen Beziehungen unter die absolute politische Leitung, sich die Wirtschaft zu unterwerfen gesucht. In diesem Bestreben war sie dadurch begünstigt, daß bei der Machtübernahme bereits ein bedeutender Teil der deutschen Wirtschaftsmacht namentlich infolge der Wirkungen der Kreditkrise in unmittelbarer Verfügung der Staatsmacht war. Die wichtigsten Großbanken waren praktisch verstaatlicht und das bedeutete bei der Entwicklung des Finanzkapitals in Deutschland, daß ein großer Teil der Industrie, der Schifffahrt und des Großhandels in weitgehende Abhängigkeit von der Staatsgewalt geraten waren. Diese Entwicklung wurde durch den Fortgang der Krise weiter verschärft. Große und entscheidende Teile der deutschen Wirtschaft — die Handelschifffahrt, die Werften, die Waggonindustrie, der Erzbergbau, um nur einige zu nennen — konnten, saniert oder unsaniert, überhaupt nur noch mit staatlicher Hilfe, mit Subventionen oder öffentlichen Aufträgen, weitergeführt werden.

Diese Abhängigkeit weiter Wirtschaftsbereiche vom Staate, die das bedeutsamste soziologische Ergebnis der Wirtschaftskrise gewesen ist, vervollständigte nun die Diktatur sofort nach ihrem Machtantritt mit außerordentlicher Energie durch politische Maßnahmen. Die Unternehmungen werden in den für sie lebenswichtigen Fragen der Arbeitsbedingungen unter die Kontrolle der von der Diktatur eingesetzten Treuhänder gestellt, die Wirtschaftsorganisationen werden gleichgeschaltet, das heißt unter die unumschränkte Führung der von der Diktatur eingesetzten Leiter gebracht. Dabei verrät die Hitlerdiktatur bereits ihren angeblich sozialen Charakter, indem die Organisationen der Arbeiter in ihren sozialen und wirtschaftlichen Funktionen völlig vernichtet, die Unternehmerorganisationen aber, zum Teil unter den alten Leitern, im wesentlichen erhalten werden, während der Zusammenhalt und die Funktionen der agrarischen Organisationen unter rein nationalsozialistischer Führung eine außerordentliche Steigerung erfahren.

Erstes Ziel — Stärkung der Hitlermacht

Die Hitlerdiktatur verfügt auf diese Weise über eine größere Wirtschaftsmacht als je ein kapitalistischer Staat vor ihr und sie geht daran, diese für die Erhaltung, Befestigung und Ausdehnung ihrer politischen Macht einzusetzen. Denn dieses politische Motiv ist das primäre für die wirtschaftliche Verhaltensweise jeder Diktatur. Sie will die Massengrundlage ihrer Stellung verstärken. Dazu dient die »Arbeitschlacht«, der Versuch, die Arbeitslosen in den Produktionsprozess einzureihen, den Arbeitenden ihre Arbeitsstätte zu sichern und so die gewaltsam niedergeworfene Arbeiterschaft durch materielle Besserstellung mit dem Regime, das über sie den Verlust der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts gebracht hat, wieder auszuheilen. Zugleich bestimmt der Zweck der Machtvermehrung je länger um so mehr den Inhalt des Arbeitsprozesses, der immer offensichtlicher auf die Aufrüstung ausgerichtet wird, zum Unterschied von den Arbeitsbeschaffungsprogrammen unter Brüning und Papen.

Dem gleichen Zweck dient die nationalsozialistische Agrarpolitik. Darré

proklamiert die Herauslösung der Landwirtschaft aus dem kapitalistischen Machtzusammenhang. In Wirklichkeit reduziert sich sein System auf einen Ueberprotektionismus und auf Festsetzung monopolistisch hoher Preise, zu deren Durchsetzung ein immer lückenloseres System der Zwangswirtschaft durchgeführt wird. Der Großgrundbesitz bleibt trotz des Drängens eines radikaleren Flügels unangetastet, die kostspielige Entschuldungsaktion wird fortgeführt, das Siedlungswerk gerät ins Stocken.

Diese beiden Hauptmaßnahmen werden ergänzt durch Stützungsversuche für den städtischen Mittelstand. Die Neuerrichtung von Handelsbetrieben wird verboten, der Zugang zum Handwerk wird unterbunden, dem Hausbesitz die Hauszinssteuer zum Teil geschenkt, für den Umbau von Wohnungen Subventionen gewährt, die jüdische Konkurrenz — mit Ausnahme der Banken — in steigendem Maße aus der Wirtschaft ausgeschaltet, usw.

Der Bankrott der braunen Pläne

Die Wirtschaftspolitik der Diktatur gerät rasch in Widerspruch zu den ökonomischen Gesetzen und insbesondere zu den Grundbedingungen der deutschen Wirtschaft, wie sie ihr durch ihre Verflechtung in die Weltwirtschaft gesetzt sind.

Die Arbeitsschlacht wird mit inflationistischen Methoden finan-

ziert. Trotz fortschreitender Lohnreduktion bewirkt das Hineinpumpen von etwa fünf Milliarden neu geschaffener Geldmittel eine Steigerung der Einfuhr. Die Preise der Lebensmittel und der agrarischen Rohstoffe werden durch die Agrarpolitik, die industriellen Preise durch Begünstigung der großkapitalistischen Kartelle und klein-kapitalistischen Monopolbildungen in die Höhe getrieben. Die Gesamtwirtschaft wird unproduktiver, die Exportfähigkeit vermindert sich. Zugleich zerstört die hochprotektionistische Handelspolitik, von der Agrarseite her begonnen, immer mehr die Außenhandelsbeziehungen Deutschlands. Der bisherige Außenhandelsüberschuß verschwindet, die Handelsbilanz wird passiv, der Goldbestand der Reichsbank fließt ab, die Zahlungen für die ausländischen Kredite können nicht mehr geleistet werden. Die Rohstoffversorgung ist gefährdet und der Mangel an Rohstoffen droht der künstlich angefachten Binnenkonjunktur ein Ende zu setzen.

Die Nationalsozialisten hatten darauf vertraut, daß, wenn nur einmal der Staat mit seinen Mitteln die Wirtschaft »angekurbelt« hätte, die kapitalistischen Unternehmer schon das Uebrige besorgen würden. Im Frühjahr 1934, als er sich nicht genug Vorschußloberneen winden konnte, hatte Hitler erklärt:

»Die Initiative, die der Staat bei der Arbeitsbeschaffung ergriff, hatte immer nur den

Zweck und die Absicht, die wirtschaftliche und private Initiative zu erwecken und damit das wirtschaftliche Leben langsam wieder auf eigene Füße zu stellen.«

Aber gerade das ist nicht eingetreten und konnte bei der exportzerstörenden, die Gesamtwirtschaft immer unproduktiver machenden Wirtschaftspolitik auch gar nicht eintreten. In seinem neuesten Vierteljahrsbericht konstatiert das Institut für Konjunkturforschung, das die staatliche Wirtschaftsankurbelung sonst nicht genug rühmen konnte, genau daselbe:

»Sowohl in der Industrie als auch in der Landwirtschaft beschränkte sich die Investitionstätigkeit in der Hauptsache — gefördert durch Steuerbegünstigungen für Ersatzinvestitionen — auf Instandsetzung von Gebäuden und Ersatzbeschaffungen abgenutzter Maschinen. Wie die einer Beobachtung zugänglichen Bilanzen von industriellen Aktiengesellschaften erkennen lassen, halten sich hierbei die Aufwendungen nach wie vor unter den laufenden Abschreibungen.«

Das heißt mit dürren Worten, daß, soweit eine Mehrbeschäftigung der deutschen Wirtschaft überhaupt zu verzeichnen war, sie sich auf den Verbrauch der städtischen Mittel beschränkte, daß darüber hinaus aber eine Steigerung der Produktion nicht stattgefunden hat. Oder wie es kürzlich der Preiskommissar Goerdeler ausgedrückt hat:

»Auf Gebieten, wo die öffentlichen Aufträge eine geringere Rolle spielen, ist schon

Wachsender Terror im Saargebiet

Der nationalsozialistische Terror an der Saar steigert sich von Tag zu Tag. Die »Deutsche Front« bemüht sich, die Abstimmung ganz unter den Druck des Terrors zu stellen. Die Lage ist heute schon so, daß man mindestens die Parallele mit der Wahl vom 5. März 1933 ziehen muß. Zwar wird das Wahlgelächnis durch die Abstimmungskommission geschützt, zwar werden keine dreisten Fälschungen bei der Auszählung stattfinden können, aber gegen die Einschüchterungsmethoden schützt weder Regierungs- noch Abstimmungskommissar noch die internationale Truppe.

Wir kennen diese Methoden zur Genüge. Wenn Terrorbanden durchs Land ziehen, wenn Versammlungsredner niedergeschlagen werden, wenn Schüsse durch die Fenster in die Wohnungen krachen — und das alles angestiftet von den Handlangern der Hitlerregierung, dann weiß man, daß die beste formale Sicherung der Abstimmung noch keine freie Abstimmung bedeutet!

Die Regierungskommission hat zwar ausgerechnet für die entscheidenden Tage des Abstimmungskampfes die »Deutsche Freiheit« verboten, weil sie eine Hitlerkarikatur aus dem Pariser Blatt »Le rire« wiedergegeben hat — aber sie hat nicht verhindern können, daß der katholische Arbeiterführer Imbusch durch eine organisierte Naziterrortruppe in einer Versammlung niedergeschlagen und schwer verletzt wurde. Die braunen Terroristen sind nicht verhaftet worden — wohl aber ein Chauffeur, der sich gegen sie zur Wehr setzte! Das nennt man Objektivität und Sicherung der Abstimmungsfreiheit!

Es sind schwerste Tage, die dem Saargebiet noch bevorstehen. Von Deutschland aus werden die Anhänger des Status quo systematisch als Separatisten beschimpft. Gegen sie wird eine Mordhetze inszeniert, die

die bisherige noch übertrifft. Pläne zur Errichtung von Konzentrationslagern im Saargebiet sind unlängst enthüllt worden. Es ist kein Zweifel, daß in den letzten Tagen der braune Terror auf den Höhepunkt steigen wird. Mit um so größerer Zähigkeit werden unsere Freunde den Kampf führen. Sie wissen, daß der Terror der Sorge des Hitler-systems vor der Niederlage entspringt, und sie werden alles tun, um dem System die Niederlage zu bereiten!

Severing für Hitler?

Eine plumpe Fälschung.

Mit Gewalt und Lüge arbeitet die sogenannte »Deutsche Front« an der Saar für Hitler. Dabei bedient sie sich auch einer angeblichen Erklärung, die Severing einem Vertreter der Kölnischen Zeitung gegeben haben soll, und die folgendermaßen lautet:

»Ich wünsche auf das dringendste nach wie vor, daß der Tag der Abstimmung eine imposante Mehrheit für die Rückgliederung des Saargebietes an Deutschland ergeben möge. Jetzt wird die Entscheidung für oder gegen Deutschland getroffen und ich wünsche dringend, daß sie für Deutschland lauten möge. Das sage ich niemandem zullebe und niemandem zuleide, sondern einzig und allein im Interesse des Landes, dem die vier Jahrzehnte meiner Betätigung im öffentlichen Leben gewidmet waren. Auch heute noch und gerade heute bin ich der Meinung, daß im Zusammenwirken zwischen Deutschland und Frankreich der Schlüssel zum Frieden Europas liegt. Aber wer diese Zusammenarbeit wünscht, der muß auch wünschen, daß die Saarfrage die Lösung erfährt, die sie ihres Charakters eines ständigen Zankapfels entkleidet.«

Severing lebt in dem großen Gefängnis Deutschlands fern von jeder Möglichkeit, sich politisch zu betätigen. Es ist das Aeußerste an menschlicher Gemeinheit, wenn man ihn durch Erklärungen, die ihm wahrheitswidrig in den Mund gelegt werden, an den Karren der braunen Gefangenenwärter zu spannen versucht.

Vor der letzten sogenannten Volksabstimmung in Deutschland, wurden die Namen bekannter Persönlichkeiten dutzendweise unter hitlerfreundliche Aufrufe gesetzt, ohne daß jene Persönlichkeiten vorher befragt wurden, und ohne daß nachher die Möglichkeit für sie bestand, gegen die Fälschung zu protestieren. Auch Severing wird sich öffentlich nicht wehren können, obwohl die Fälschung in seinem Fall offenkundig ist. Sie wird in jenem Satze sichtbar, in dem zum Ausdruck gebracht wird, daß die Entscheidung für den sofortigen Anschluß im Sinne Hitlers eine »Entscheidung für Deutschland« sei. So kann nur ein Dummkopf sprechen und ein Dummkopf ist Severing gewiß nicht.

Da die Hitlerregierung in der nächsten Zeit wahrscheinlich noch mit einigen anderen mehr oder weniger gut nachgeahmten Sprechpuppen arbeiten wird, sei grundsätzlich folgendes bemerkt: Sozialdemokraten und überhaupt anständige Menschen besitzen heute in Deutschland keine Möglichkeit der öffentlichen Meinungsäußerung. Sprechen können sie nur so und so viel wie das System ihnen erlaubt. Darum dürfen sie sich durch nichts dazu verleiten oder zwingen lassen, Erklärungen abzugeben, die den gegenwärtigen Machthabern genehm sind. Für die Öffentlichkeit außerhalb Deutschlands haben solche Erklärungen, gleichviel ob sie erpreßt oder gefälscht sind, keinen Wert. Auch die Saarländer werden sich durch sie nicht betrogen lassen.

heute (!) das Versagen der Kaufkraft deutlich erkennbar.

Schacht als Retter

Dieser Bankrott der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik hat nun aber für das Gefüge der Diktatur selbst weittragende Folgen. Wohlgerichtet, wir sprechen gar nicht davon, daß die Ziele dieser Politik, die Stärkung der Massengrundlage und damit der Diktatur, verfehlt worden sind, daß die Unzufriedenheit in allen sozialen Schichten außerordentlich zugenommen hat. Aber die Diktatur selbst hat eine Wandlung erfahren. Die völlige persönliche Unfähigkeit und sachliche Unerfahrenheit der Diktatoren hat sie angesichts der Verschärfung der Wirtschaftssituation gezwungen, die Führung der Wirtschaft immer mehr aus der Hand zu geben, sie den Exponenten der alten Mächte zu überlassen.

Die Wandlung der Diktatur zeigt sich in der gewandelten Stellung von Schacht. Als Reichsbankpräsident ist er zunächst gleichgeschaltetes, dienendes Glied der Diktatur. Er macht die Inflationspolitik, die Zerstörung der Außenhandelsbeziehungen gehorsam mit bis zur Katastrophe der Reichsbank. Dann nützt er die Situation aus, um sich der Wirtschaft zu bemächtigen. In den letzten Wochen hat er seine persönliche Machtstellung auf doppelte Weise außerordentlich befestigt. Die Neuorganisation der Wirtschaft bedeutet einmal die unmittelbare Gleichschaltung der Organisationen von Industrie, Handel und Gewerbe nicht mehr mit Hitler, sondern mit Schacht. Dieser ist es, der alle entscheidenden Kommandostellen, unfer Ausschaltung der alten, noch einen Rest von Selbständigkeit beanspruchenden Unternehmer, wie Krupp usw., mit seinen Kreaturen besetzt und damit seine bisherige, ihm von Hitler verliehene, Machtstellung organisatorisch unterbaut hat. Er hat zweitens durch die Neuordnung des Bankwesens nicht nur das private, sondern auch das öffentliche Kreditwesen und die Sparkassen völlig seiner Macht unterworfen. Das bedeutet aber, daß die Finanzierung der Staatsbedürfnisse, d. h. die Finanzierung der Diktatur, seinen Entscheidungen unterliegt. Jede Diktatur, zumal die einer so herrschsüchtigen und ehrgeizigen Person, strebt aber nach Expansion, nach Vermehrung ihrer Macht und deshalb hat die Nachricht sehr viel innere Wahrscheinlichkeit, daß Schacht neben der Leitung der Reichsbank, des Reichswirtschaftsministeriums und des Außenhandels, die er bereits inne hat, jetzt auch die Unterstellung des Ernährungs- und des Arbeitsministeriums fordert, die ihm die Gewalt über den Reichsnährstand und die Agrarwirtschaft, sowie die über die Arbeitsfront und die gesamte Sozialpolitik ausliefern würde unter Kaltstellung oder Beseitigung der Darré und Ley.

Pluralismus der Diktaturen

Schachts Anspruch ist um so weittragender als seine Politik so ziemlich das Gegenteil der nationalsozialistischen wäre. Haben die Nationalsozialisten durch die »Krediterweiterung« getaufte Inflation eine künstliche Binnenkonjunktur (mit den bereits geschilderten Folgen) schaffen und aufrechterhalten wollen, so will Schacht eine Politik der »Deflation«, um der Inflationskatastrophe zu entgehen. Der Agrarpolitik sollen Schranken gezogen werden, Goerdeler soll die Preise halten, die Kreditschöpfung soll eingeschränkt werden. Die alten Arbeitsbeschaffungsprogramme sind bis auf den Bau der Automobilstraßen nahezu erschöpft. Neue will Schacht ebensowenig bewilligen wie neue Ehestandsbeihilfen, Wohnungsbaubsubventionen oder die Kosten für den obligatorischen Arbeitsdienst. Aber das alles bedeutet Einschränkung der Staatsaufträge, Schluß der Wirtschaftsankurbelung in demselben Moment, wo die Privatwirtschaft so wie je darniederliegt. Also Verschärfung der Krise im dritten Jahr des Hitlerschen Fünfjahresplanes, Abbruch der Arbeitsschlacht und vermehrte Arbeitslosigkeit nach Verbrauch der letzten Wirtschaftsreserven. Die Wirtschaftsdiktatur Schachts steht so im Gegensatz zu den unmittelbaren Parteinteressen der Nationalsozialisten. Aber deren Verwirklichung würde zu einer vermehrten Inflation und damit unmittelbar zu der Gefahr einer akuten Wirtschaftskatastrophe führen.

Demgegenüber erscheint Schacht noch als Retter und daraus erklärt es sich, daß Hitler ihm die Diktatur überläßt. Es ist der gleiche entscheidende Vorgang, der sich auf politischem Gebiete vollzieht. Vor die Wahl gestellt, seine eigene Bewe-

Während die SA noch rüchelt, sausen schon bedrohliche Schläge auf die SS nieder. Wie vor dem 30. Juni Röhm, so hält heute Himmler solcherlei Reden, daß die SS die Waffenträgerin der nationalsozialistischen Revolution sein müsse. Zusammen mit der kastrierten SA versucht die SS ihre Existenz zu erhalten. Aber die militanten Kräfte des Nationalsozialismus sind ebenso in der Defensive wie die weltanschaulichen, die wirtschaftlichen und kulturellen.

70.000 SS-Leute, die kaserniert und teilweise als Hilfspolizisten beschäftigt waren, sind bereits entlassen. Die Entwaffnung der schwarzen Elitetruppe schreitet fort. Eine Reorganisation der Polizei steht bevor. Nach Meldungen der »Reichspost« sollen die führenden Stellen dort allmählich unter den Einfluß der Reichswehr gelangt sein. Die Mißstimmung in der SS wächst. Anzeichen einer Einheitsfront der abgebauten SA- und SS-Leute sind hier und dort sichtbar, die Differenzen zwischen der plebejischen SA und der akademischen SS schwinden.

Wie seinerzeit bei der SA, so geht es auch heute in erster Linie um den Aufbau der deut-

schon Armee. Wenn die SS auch besseres Menschenmaterial aufzuweisen hat als die SA, so ist sie als Ganzes und in ihrer heutigen Form doch nicht die geeignete Ergänzung und Form der Miliz für die Reichswehr. Wie es im Kampf gegen Röhm nicht um Sexualprobleme ging, so geht es heute nicht nur um Macht und Prestige an sich. Hinter dem Kampf, den die Reichswehr gegen die SS führt, steht eine militärische Idee: das hochgeschulte, aus bestem Menschenmaterial bestehende Eliteheer. Nach wie vor herrscht in der Reichswehr der Geist des General von Seeckt. Die Reichswehr ist der organisatorische Ausdruck Seecktscher Gedanken. Sie kämpft um ihre Form und steht darum gegen SA und gegen SS. International sehen wir die Abkehr von den alten Massenheeren, die weder zeitgemäß genug zu bewaffnen, noch gründlich genug auszubilden sind. Die Massenheere sind militärisch nicht nur relativ wertlos, sondern sie sind auch furchtbar teuer. Hier dürfte die Einheitsfront Schacht-Reichswehr ihre Hauptursache haben, nicht, wie so oft angenommen wird, in dem gar nicht vorhandenen revolutionären Geist der SS. Trotzdem unterscheidet sich der Kampf gegen die

SS sehr von jenen gegen die SA. Die SS ist sehr eng mit dem alten Staatsapparat verbunden, wichtiger Bestandteil insbesondere der Gestapo. Es geht hier zweifellos um nationalsozialistische Machtpositionen, vor allem auch um die Machtmittel Görings, dem die Reichswehr auch das Luftministerium nehmen will. Es soll von der SS nur noch eine Leibwache für Hitler verbleiben, die mit den Reichswehrplänen heute wie am 30. Juni einverstanden sein dürfte. Einer alten Vereinbarung nach, sollte die SS stets ein Zehntel der SA-Stärke betragen. Da muß also noch reichlich abgebaut werden! Gegenwärtig gibt es noch 700.000 SA-Leute, aber 300.000 SS. Also 230.000 müßten entlassen werden, 70.000 sind es bis jetzt.

Aber: nachdem die Reichswehr keine pazifistische Abrüstungspolitik betreiben will und kann, müßte sie diesen negativen Schritten in der Wehrpolitik positive folgen lassen. Sie muß sich also dann um so intensiver um die Jugend, den Sport, den Arbeitsdienst usw. kümmern. So zieht eine Maßnahme die andere nach sich. Neue Gegensätze, neue Machtkämpfe werden heraufbeschworen. F. W.

SA marschiert . . .

Wehe ihr, wenn sie es nicht tut!

Wie es heute in Wirklichkeit mit dem vielgerühmten »Geist der SA«, ihrer Dienstfreudigkeit und »Hingabe an den Nationalsozialismus« aussieht, wird treffend illustriert durch einen Geheimbefehl der SA-Brigade Mitte:

SA der NSDAP

Gruppe Mitte.

Br. B.Nr. F. 1.2159/34.

Betr. Dienstbetätigung.

Magdeburg, den 4. November 1934.

An die Einheiten der SA!

In zunehmendem Umfange habe ich in der letzten Zeit die Beobachtung machen müssen, da es in der SA Männer gibt, die in ihrer Dienstauffassung und der Erfüllung ihrer durch das SA-Treue-Gelöbnis auf den Führer Adolf Hitler eingegangenen Pflichten gegenüber der SA eine völlig abwegige und in jedem Fall untragbare Einstellung erkennen lassen. Diese findet darin Ausdruck, daß die Betreffenden es nicht für nötig halten, den an sie ergangenen SA-Dienstbefehlen die erforderliche sowie gebührende Beachtung entgegenzubringen, da sie anscheinend glauben, die Teilnahme am SA-Dienst in ihr freies Ermessen und persönliches Belieben stellen oder aber eine solche als für sie überhaupt bedeutungs- und interesselos betrachten zu können. Ich weiß, daß diese Männer nur in geringem Ausmaß anzutreffen sind. Umso schärfer und unnachlässiger gegen die Launen und Drückeberger einzuschreiten, ist daher erforderlich. Ich ordne infolgedessen hiermit an:

gung fortzuführen und ihren Machtanspruch restlos im Staate durchzusetzen, hat Hitler der Reichswehr die Diktatur der Waffe überlassen aus Furcht vor den Massen der eigenen Partei. Das Gleiche vollzieht sich jetzt auf dem Gebiet der Wirtschaft. Im Gegensatz zu den anderen Diktaturländern erhebt in Schacht ein Wirtschaftsdiktator neben dem politischen Diktator. Die Totalität der Diktatur zerfällt in rivalisierende Diktaturen, deren Gegeneinander die nächste Dynamik der deutschen Entwicklung und die fortschreitende Zersetzung des Dritten Reiches bestimmen wird.

Dr. Richard Kern.

Segers Feldzug in USA

Genosse Gerhart Seger setzt seinen Feldzug gegen die Hitlerbande mit größtem Erfolg fort. Er hat auf einer Veranstaltung der Foreign Policy Association in New York über das Thema gesprochen: »Hitler sollte von der ganzen Welt als öffentlicher Feind Nr. 1 angesehen werden. Seine Rede wurde von der National Broadcasterstation übertragen. (Das ist gewissermaßen der amerikanische Rundfunksender.)

An der kalifornischen Küste sprach Genosse Seger am 10. Dezember in Oakland, am 15. Dezember im Dreamland-Auditorium von San Francisco vor etwa 4000 Zuhörern. Eine kleine Gruppe von Nationalsozialisten versuchte zu stören, zog damit aber nur die allgemeine Entrüstung auf sich.

Am 14. Dezember sprach er vor dem Commonwealth Club. Das ist die Ver-

1. Wer in Zukunft dem ordnungsgemäß angesetzten SA-Dienst ohne Entschuldigung fern bleibt, oder aber sein Fehlen nicht stichhaltig und einwandfrei begründen kann, ist zunächst eindringlich zu verwarnen und darauf hinzuweisen, daß im Wiederholungsfalle eine Bestrafung und beim dritten Mal der Ausschuß bei der SA gemäß Ziffer 7 b und c der ADO erfolgt. Jeder einzelne Mann, der auf diese Weise aus der SA ausgeschlossen wird, ist mir namentlich zu melden, und über sein Verhalten, das die Entfernung aus der SA erforderlich machte, eingehend zu berichten. Ich werde sodann über die Oberste SA-Führung dafür Sorge tragen, daß den Betreffenden dadurch zugleich auch die Zugehörigkeit zu jeder der anderen nationalsozialistischen Gliederungen versperrt wird.

2. Entlassungsgesuche aus der SA sind nur dann zu genehmigen, wenn die Begründung der nachgesuchten Entlassung eine in jeder Beziehung stichhaltige und einwandfreie ist. Mit den Männern, die trotz Ablehnung ihres Antrages dem SA-Dienst fernbleiben, ist sinngemäß zu verfahren, wie ich das unter Ziffer 1 angeordnet habe.

Dieser Befehl ist bei den nächsten Sturm- bzw. Trupp-Appellen in aller Nachdrucklichkeit bekanntzugeben.

F. d. R.

Der Stabsführer der Brigade R. 37

m. d. W. d. G. b.

gez. Herbst,

Obersturmbannführer.

einigung der höchsten Spitzen der San Franciscoer Öffentlichkeit, die maßgebenden Anwälte, Richter, Journalisten, Regierungsmitglieder, kurz, alles, was Rang und Namen hat, gehört dazu. Diese Reden wurden per Radio für die ganze Westküste übertragen. Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß vierzehn Tage vor Seger am selben Pult des Commonwealthclub Botschafter Dr. Luther gesprochen hatte. Er konnte so Luther eine gebührende Antwort erteilen. Seger sprach vor doppelt so viel Zuhörern wie Luther und die Klubleitung hatte — ohne sein Zutun — seinen Vortrag angekündigt als »Die Wahrheit über Hitler«, während Luthers Vortrag überschrieben war: »Die deutsche Revolution beendet, der Wiederaufbau schreitet vorwärts«. Seger wurde viermal von demonstrativem Beifall unterbrochen und hatte am Schluß einen Applaus, über dessen demonstrativen Charakter kein Zweifel war.

Hitlers Neujahrspalte

Wenig Interesse an der Partei

Die in Deutschland noch immer zahlreichen freiwilligen und unfreiwilligen Pgs. erwarteten am Neujahrstag an ihren Rundfunkapparaten eine Botschaft des »Führers«. Sie mögen nicht wenig enttäuscht gewesen sein, als ihnen anstatt dessen eine Schallplatte geboten wurde, aus der Görings blecherne Stimme ertönte. Hitler hatte sich nicht selber die Mühe genommen, an das Mikrofon zu treten oder auch nur eine Platte zu besprechen; er hatte auch nicht seinen Stellvertreter Rudolf Heß mit der Uebermittlung seiner Neujahrgrüße beauftragt, sondern dieses Geschäft Göring überlassen, der sich

seiner recht und schlecht entledigte. Die von ihm verlesene Botschaft des Führers war nicht nur, was schon viel sagen will, die inhaltloseste Kundgebung, die der »Führer« jemals erlassen hat, sondern auch die ledernste und langweiligste. An die Stelle des früher beliebten Gefühlsüberschwangs ist eine steife geheimräthliche Korrektheit getreten — so, als ob man einer lästigen Pflicht genügen wolle und weiter nichts. Will man nicht annehmen, daß es geradezu die Absicht Hitlers war, der Partei zu zeigen, wie wenig ihm an ihr noch gelegen ist, so muß man aus der Ton- und Inhaltslosigkeit dieser Kundgebung schließen, daß die nationalsozialistische Führerschaft den ungeheuren Katzenjammer, der sie erfaßt hat, nicht mehr verbergen kann. Ueber dem Eingangstor des Jahres 1935 steht für die NSDAP die Inschrift:

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Perspektiven des Kirchenkampfes!

Im Laufe des Januar sollen die Verhandlungen im protestantischen Kirchenstreit fortgesetzt werden. Obwohl die Opposition, geführt von Bischof Mahreana, ihre Loyalität gegenüber dem System auf das stärkste betont, sind die »Deutschen Christen« und ihre Freunde im Amt jetzt weniger kompromissbereit als zuvor. Der Grund ist einfach: nie war es unklarer, wer oder was eigentlich das System ist!

Die »Deutschen Christen« sind jetzt noch ein Teil des Systems, aber sie haben nicht mehr die Polizeigewalt zur Verfügung. Zum System in seiner ersten Phase gehörte die Aneignung der kirchlichen Pfründen durch nationalsozialistische Parteigänger. Werden diese Pfründen in ihrem Besitz bleiben, wenn ein Kompromiß zustandekommt? Was wird aus der Totalität der nationalsozialistischen Propaganda, wenn der Evangelischen Kirche unter Führung der Glaubensbewegung Presse und Rundfunk freigegeben, uneingeschränktes Versammlungsrecht gewährt wird? Was wird aus der Nazi-propaganda in der Schule, und was wird vor allem mit der Jugendbewegung?

Gegenüber allen diesen Fragen wissen die »Deutschen Christen« nur eine Antwort: die starre Verteidigung ihres Machtanspruchs und ihres Monopols. Gegenüber den Wandlungen des Systems ist jedoch diese Haltung beinahe schon antiquiert.

Angesichts dieser Schwierigkeiten machen sich in einflussreichen Kreisen Neigungen bemerkbar, auf eine volle und absolute Trennung von Kirche und Staat loszusteuern und das öffentliche Leben von der Religion zu trennen. Gegen diese Tendenzen wendet sich wieder die katholische Propaganda, und bezeichnenderweise mit Hilfe eines Artikels, den Mussolini im Pariser Figaro und im Osservatore Romano veröffentlicht hat, und der die These vertritt, daß beim Kampf gegen die Religion der Staat immer den kürzeren ziehen müsse.

In Wahrheit hat das »Totale System« in Deutschland bereits den kürzeren gezogen!

Der Korruptionsschwindel. Der württembergische Landesbischof Wurm war bei seiner Absetzung der Unterschlagung von Kirchengeldern beschuldigt worden — nach der bequemen Methode der Göbbelspropaganda. Jetzt ist das Gerichtsverfahren gegen ihn eingestellt worden.

Retter am laufenden Band

Ludendorff gegen Hindenburg.

Wilhelm II. machte einmal die alberne Bemerkung — die von der bürgerlichen Presse in schuldiger Ehrfurcht wiedergegeben wurde —, es sei merkwürdig, daß die großen Deutschen immer paarweise auftraten: »Schiller und Goethe, Bismarck und Moltke, Hindenburg und Ludendorff«. Das war in der Zeit, in der die beiden militärischen Halbgötter ögedruckt in allen Wirtsstuben hingen und das gläubige Volk vertrauensvoll zu ihnen emporblickte. Damals waren sie die Retter.

Später, nach der Niederlage, sah man im Untersuchungsausschuß des Reichstags anstatt der mit größter Spannung erwarteten Feldherrn nur zwei Feldweibel, einen gutmütig brummenden und einen nervös schnauzenden, und man war versucht, ein zitiertes Wort variiierend, auszurufen: »Du weißt nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand Weltkrieg geführt werden!« Vor dem Reichstag aber und in den Wandelgängen selbst stand eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge, die unaufhörlich Hochrufe auf Hindenburg und Ludendorff ausbrachten. Da schleuderte der lange Bethmann mit einer Geste der Wut und der Verachtung seine Zigarette auf den Teppich, warf sich in einen Klubsessel und brach in ein bitteres Gelächter aus. Das gläubige Volk aber empfand nichts dergleichen, sondern schrie weiter »Hohe« und »Hurra«. Noch immer — zwei Jahre nach der Katastrophe — glaubte es, die Generäle hätten ihre Sache großartig gemacht, und wenn es zum Schluß doch schief gegangen wäre, sei nur das schäbige Zivil daran schuld gewesen.

Dann aber trennten sich die Dioskuren. Der eine trieb Unsinn, und der andere überhaupt nichts. Ludendorff lief 1920 begeistert mit Kapp nach Berlin und stolperte, durch Erfahrung unbelehrt, dann auch noch in den Hitlerputsch von 1923. Der andere saß daneben und verzehrte in Ruhe seine Pension. So kam es, wie es kommen mußte, zwischen beiden zum Krach: der eine war zu aufgeregt und der andere zu phlegmatisch.

Nach Eberts Tod im Jahre 1925 sah sich das gläubige Volk wieder nach einem Retter um — und siehe da, es präsentierten sich ihm gleich zwei: Hindenburg und Ludendorff! Da die Verfassung nur einen Reichspräsidenten vorsah, mußte sich das gläubige Volk entscheiden, und es entschied sich mit ungeheurer Mehrheit gegen Ludendorff für Hindenburg. Warum eigentlich? Zunächst, weil hinter Hindenburg die großen Rechtsorganisationen standen und hinter Ludendorff nur die kleinen völkischen und nationalsozialistischen Gruppen, dann aber auch, weil Hindenburg Generalfeldmarschall war und nicht bloß General und weil er den schöneren Schnurrbart hatte. Die Plakate, auf denen der charakteristische Kopf des Feldmarschalls mit der schlichten Unterschrift »Der Retter« zu sehen war, hatten durchschlagende Wirkung.

Heute, wo diese Dinge neun Jahre hinter uns liegen, kann man zweierlei mit Bestimmtheit sagen: Erstens war die Volkswahl des Reichspräsidenten ein furchtbarer Unsinn. Mit Recht hatte man geklagt, daß die Wahlkreise nach dem Verhältniswahlrecht viel zu groß waren, die Wähler konnten ja diejenigen, die sie wählten, gar nicht kennen. Bei der Präsidentschaftswahl aber bildete das ganze Reich zusammen einen einzigen Wahlkreis, und die Kandidaten verschwanden den Wählern — trotz Kino und Funk — erst recht in nebelhafter Ferne. Außerdem hätte man aus der Geschichte der beiden Namen polse gelernt haben müssen, daß das Plebiszit den Punkt darstellt, an dem die auf die Spitze getriebene Demokratie in ihr Gegenteil, die Diktatur, umschlägt.

Zweitens kann man sagen, daß die Präsenzierung Hindenburgs der niederträchtigste Mißbrauch war, der mit einer Institution der Demokratie getrieben werden konnte. Es war eine bewußte Spekulation auf den Unverstand der Massen, daß man für das verantwortungsvollste politische Amt im Staat einen berufsmäßigen Unpolitiker vorschlug. Im allgemeinen ist die Volksbildung soweit fortgeschritten, daß man zur Vornahme einer Blinddarmoperation nicht gerade einen Violinvirtuosen holt und daß man mit dem Bau einer Eisenbahnbrücke nicht einen klassischen Philologen beauftragt. Nicht begriffen wurde in Deutschland bisher, daß auch die Ausübung eines politischen Amtes ganz be-

Tragödie der Diktatur

»Jawohl: Diktatur!... Aber diese Diktatur muß das Werk der Klasse und nicht einer kleinen führenden Minderheit im Namen der Klasse sein, d. h. sie muß auf Schritt und Tritt aus der aktiven Teilnahme der Masse hervorgehen, unter ihrer unmittelbaren Beeinflussung stehen, der Kontrolle der gesamten Öffentlichkeit unterliegen, aus der wachsenden politischen Schulung der Volksmassen hervorgehen.«

Diese Sätze, die Rosa Luxemburg im September 1918 im Gefängnis zu Breslau in ihrer — von den Kommunisten auf den Index gesetzten — Broschüre »Die russische Revolution« niederschrieb, gewinnen heute, angesichts der rätselhaften Vorgänge in Sowjetrußland, erneut aktuellste Bedeutung. Noch ist es nicht möglich, die inneren Zusammenhänge der dort sich abspielenden tragischen Ereignisse in allen Einzelheiten darzulegen, da die Sowjetgewalt eifrig bemüht ist, die hermetische Abgeschlossenheit Rußlands vom Auslande noch zu verstärken, die Öffentlichkeit unter stärksten Druck zu setzen und nur ihre eigenen, durch keinerlei Beweise erhärteten Darstellungen nach außen hin gelten zu lassen. Aber dennoch lassen sich die äußeren Umrisse der Tragödie — die eine Tragödie der Diktatur ist — deutlich erkennen und mit den tiefgreifenden Wandlungen, die die europäische Politik durchmacht, in Zusammenhang bringen.

Die erste Version, die nach dem Attentat auf Kirov von den Sowjetorganen aufgebracht wurde: daß es sich hier um eine konterrevolutionäre Verschwörung weißgardistischer Terroristen handle, die über Finnland, Lettland, Polen usw. in die Sowjetunion »eingedrungen« waren; ist von, ist von der Sowjetregierung selbst fallen gelassen worden. Uebrig geblieben ist nur die unmittelbar nach dem Attentat erfolgte Aufhebung der letzten Reste der Rechtsgarantien durch das Zentral-Exekutivkomitee und die summarische Verurteilung und Erschießung von 114 Personen in Leningrad, Moskau, Kiew, Minsk, Alma Ata und Samarkand, ohne daß von offizieller Seite auch nur der geringste Zusammenhang dieser Massenexekution mit der Ermordung Kirovs festgestellt wurde. In der Liste der Erschossenen finden wir neben einigen blutjungen »Jungkommunisten«, die vor anderthalb Jahren wegen »verschwörerischer Umtriebe« von

der GPU verhaftet, aber wegen ihrer Harmlosigkeit nur zur Gefängnishaft, bzw. zur Verbannung verurteilt wurden, einige oppositionelle bulgarische Kommunisten, den alten sozialrevolutionären Schriftsteller P. Wassiljew, der schon im November verhaftet worden war, zwei frühere Funktionäre der »Tschekas«, Eismond und Nefedow, usw. Es wiederholte sich also die vom 30. Juni her bekannte Erscheinung, daß bei der Abschreckungs- und Einschüchterungsaktion der Diktatur die verschiedensten Elemente, deren man habhaft werden konnte, zu Ehren der Diktatur im abgekürzten Verfahren abgeschlachtet wurden.

Die zweite, jetzt geltende offizielle Version besteht darin, daß das Attentat gegen Kirov angeblich von einer illegalen Organisation vorbereitet wurde, die den oppositionellen Kreisen um Sinowjew, Kamenew und Trotzki angehörte. Auf Grund dieser Anklage, deren Stichhaltigkeit auf das stärkste angezweifelt werden muß, sind außer dem Attentäter Nikolajew 13 weitere Personen verurteilt und erschossen worden. Sinowjew und Kamenew sollen auf administrativem Wege verbannt werden, da »die Untersuchung bisher kein genügendes Material für eine gerichtliche Strafverfolgung ergeben hat.« Trotzki ist — glücklicherweise — im Exil, es verlautet jedoch, daß die Moskauer Regierung die Absicht habe, die französische Regierung um seine Ausweisung aus Frankreich zu ersuchen, weil er in das Attentat auf Kirov mitverwickelt sei.

Dies alles liest sich wie ein Stück aus dem Tollhaus, es beherrscht aber zur Zeit die öffentliche Meinung der Sowjetunion — soweit im Lande der Diktatur überhaupt von einer »öffentlichen Meinung« gesprochen werden kann. Hier zeigt sich die innere Verwandtschaft aller Diktaturländer, ob sie Rußland, Deutschland oder Italien heißen: Von oben her befohlene Entrüstung, unformulierte Meinung, kochende Volksseele, blutrünstige Resolutionen, Verhimmelung des »Führers« — aber keine Möglichkeit, die wahren Hintergründe des Geschehens aufzudecken, da die öffentliche Kontrolle fehlt, die Entscheidungen nur im engen Kreise der regierenden Halbgeister getroffen werden, und das Volk nur als Staffage aufmarschiert, um alles gutzuheißen.

stimmte Fähigkeiten und Kenntnisse voraussetzt, die man auf dem Exerzierplatz und im Offizierskasino am allerwenigsten erwirbt.

Gegen den Wunderglauben kam jedoch kein Verstand auf. Das gläubige Volk wollte seinen »Retter«, und es bekam ihn. Kaum aber, daß es ihn hatte, tauchte auch schon der neue »Retter« auf. Diesmal war es kein General, sondern ein erfolgreicher Versammlungsredner — erfolgreich deshalb, weil er mit dem Ungebildesten seiner Versammlungsbesucher in jeden Wettbewerb der Roheit und Unwissenheit eintreten konnte. Von diesem Retter Nr. II haben wir dann gehört, daß die vierzehn Jahre seit dem Sturz des Kaiserreichs die schwachvollsten und erbärmlichsten der deutschen Geschichte gewesen seien — und dabei hatte doch in nicht weniger als acht dieser vierzehn Jahre der Retter Nr. I regiert! Die lange Dauer seiner Regierung und seine schließliche Wiederwahl lassen sich in der Tat nur damit erklären, daß seine passive Natur nicht dazu neigte, besonderen Schaden anzurichten. Schließlich aber wurde er willenloses Werkzeug in der Hand einer verbrecherischen Clique. Ergebnis: Retter Nr. I kapitulierte vor Retter Nr. II.

Ueber den »Staatsmann« Hindenburg sind die Akten geschlossen. Es hat ihn nie gegeben. Aber der Feldherr Hindenburg, dessen Ruhm alle Weltteile erfüllte und der nach seinem Tode von seinem Nachfolgererretter zu den Helden von Waltham versetzt wurde? Nun, auch von ihm hören wir jetzt, daß er niemals existiert hat! Er war nur Mythos, Legende, bloß stoffliche Figur, aber von der Persönlichkeit, die das gläubige Volk anbetete, war keine Spur vorhanden.

Wer uns das sagt? Kein Geringerer als der zweite von dem — nach Wilhelm II. — immer paarweise auftretenden großen Deutschen: Hindenburgs Alterego von 1914, sein Mitretter, Mitdiktator, richtiger der eigentliche Diktator der Kriegszeit: Erich Ludendorff! In seiner neuen Schrift: »Dirne Kriegsgeschichte« hat er den Kriegsrühm des Retters und Walthamgenossen Hindenburg so zerfetzt und zerpfückt,

daß auch nicht der kleinste Splitter und Flitter davon übrig bleibt. Der tragische Ausruf des konservativen Führers von Heydebrand am Schluß des Krieges: »Wir sind belogen und betrogen worden!« bekommt jetzt einen neuen Sinn. Und wenn auch Ludendorff den großen Volksbetrug der Hindenburglegende nur deshalb entlarvt, weil er eine neue Legende, die Ludendorfflegende, schaffen will — nun wohl, auch diese Legende ist nicht mehr ganz neu und auch von ihr wird nicht viel übrig bleiben.

Hindenburg, sagt Ludendorff, war kein Feldherr. Der Violinvirtuose, der zur Blinddarmoperation berufen wurde, konnte gar nicht Geige spielen, der klassische Philologe, der die Eisenbahnbrücke bauen sollte, verstand kein Wort Latein! Die militärischen Verdienste, um derenwillen Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt wurde, waren nicht die seinen!

Das ist die Geschichte vom Retter Nr. I. Aber es ist auch die typische Geschichte des Retters überhaupt. Sie wird einmal von Hitler noch ganz anders, noch viel krasser erzählt werden, aber im Grunde wird es dasselbe sein. Der Retter ist stets die Verbindung eines Phantasieprodukts mit einem mehr oder weniger zufälligen Menschen. Er entspringt nicht der Wirklichkeit, sondern dem Hingabe- und Anbetungsbedürfnis hierzu besonders prädisponierter Massen, er ist das Geschöpf einer Welt, die betrogen sein will, die die Illusion zum Leben braucht wie Göring das Morphium. Holte sich gestern die wundersüchtige Menge einen Feldmarschall, dessen Brust mit unverdienten Orden bedeckt ist, so drängt sie sich heute, vor einem Hysteriker niederzusinken, der sie mit Gebrüll betäubt und mit Phrasen bezaubert.

Die Retterlegende ist der letzte Trumpf im Spiel der herrschenden Mächte. Mit »Hindenburg schafft es!« und »Heil Hitler!« haben sie den Pöbel gegen das Volk aufgerufen, den Mob gegen das Proletariat, die unpolitische Barbarei gegen die proletarische Kultur. Es ist ihr letzter Trumpf, wenn er nicht mehr sticht, sind sie verloren.

F. St.

»Wir sind bereit, uns auf die Feinde des proletarischen Staates zu stürzen«, schrieben die Baltischen Matrosen zwei Tage nach der Ermordung Kirovs in einer Kundgebung in der »Prawda«. »Gegen wen soll sich unsere Empörung richten?« — Die Sowjetregierung hat nach zweiwöchigem Schwanken die Antwort gegeben: Gegen die Opposition innerhalb der Kommunistischen Partei, gegen »den Abschaum der ehemaligen antiparteilichen Sinowjew-Gruppe«, die gemeinsame Sache mit dem Klassenfeinde gemacht hat!

Es wird jetzt des langen und breiten in der Sowjetpresse dargelegt, daß Sinowjew und Kamenew schon im November 1917 die bolschewistische Revolution verraten hätten und daß Trotzki sich dem westeuropäischen Kapitalismus verkauft habe. Daß diese Männer vor und nach der Revolution zu den engsten Mitarbeitern Lenins gehörten, daß Trotzki der Schöpfer der Roten Armee war und Sinowjew acht Jahre lang Vorsitzender der Kommunistischen Internationale, ist vergessen. Heute werden ihre Namen verflucht, denn es gilt, die letzten Reste der Andersdenkenden im Apparat der kommunistischen Partei auszuröten, um die Gloriole des Alleinherrschers Stalin und seiner Getreuen um so heller erstrahlen zu lassen.

In den letzten Monaten hatten sich, in Verbindung mit der Neuorientierung der russischen Außenpolitik und einer leichten Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, Ansätze zu einer Lockerung des Diktaturregimes gezeigt, die in manchen sozialistischen Kreisen die Hoffnung wachriefen, daß Sowjetrußland zu einer Demokratisierung seines Regierungssystems bereit sei. Diese Hoffnungen sind jetzt zuschanden geworden. Der jetzige Rückfall in eine schrankenlose Blutjustiz, die sich auch gegen die Angehörigen der herrschenden Partei richtet, zeigt, daß die Diktatur, zum Regierungssystem erhoben, ihre eigene Logik hat. Sie wird aus ihrem Beharrungsvermögen, aus ihrer Selbstvergottung, aus ihrem nackten Machtstreben heraus zur Fessel, die den Aufstieg der Arbeiterklasse zur Freiheit im Sozialismus hemmt und sie zum Objekt der Herrschaft einer kleinen Minderheit macht.

Marx war gar nicht dumm!

Eine wissenschaftliche Entdeckung.

In einem Aufsatz der Zeitschrift »Der deutsche Werkmeister« findet man, vorne und hinten mit allerlei vorsichtigen »Wenn« und »Aber« bepackt, immerhin doch folgenden Satz:

»Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen, dasjenige, was Karl Marx schrieb, ist nicht etwa dummes Zeug, sondern Karl Marx ist derjenige Theoretiker, der am tiefsten hineingeleuchtet hat in die bewegenden Kräfte des profitkapitalistischen Produktionsprozesses.«

Dieser Satz hat innerhalb des Dritten Reiches die Bedeutung einer revolutionären Erkenntnis. Bis jetzt galt es nämlich als ausgemacht, daß es Hitler sei, der am tiefsten in die bewegenden Kräfte des kapitalistischen Produktionsprozesses hineingeleuchtet hat, oder, wenn nicht er selbst, dann doch sein großer Lehrer in der Nationalökonomie, der weltberühmte »Brecher der Zinacknechtschaft« Gottfried Feder. Und nun stellt sich heraus, daß die Welt die tiefsten Einblicke in den kapitalistischen Produktionsprozeß dem Juden Karl Marx verdankt! Wenn sich nun einige der bisher so erfolgreichen Marxistentöler durch diese Empfehlung dazu verleiten ließen, Marx wirklich zu lesen, ja, wenn sie ihn am Ende sogar auch verstanden — die Folgen wären gar nicht abzusehen!

Maul halten!

Auf dem Kreisgartenbautag der Obst- und Gartenbautreibenden des Kreises Zauch-Beizig rief ein Bauer nach den offiziellen Reden: »Na, dürfen wir jetzt auch einmal reden, zu dem Gesprochenen Stellung nehmen und unsere Wünsche vortragen?«

»Was zu sagen ist, haben wir bereits alles gesagt. Solche demokratisch-liberalistische Allüren müßt Ihr Euch abgewöhnen!« erwiderte der Versammlungsleiter.

Darauf kam es zu solchen Lärmereien, daß die Veranstaltung geschlossen werden mußte.

Emigranten diskutieren

Von ***

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß unsere Zeit eine Reihe ganz neuer, ganz unerhörter Probleme aufgeworfen hat, deren Lösung die tiefstgehende Erkenntnis der Gegenwart und ihrer Eigenart voraussetzt. Doch gleichzeitig weist unsere Zeit eine Reihe von Zügen auf, die sie mit anderen, früheren Perioden einer Gegenrevolution gemeinsam hat. Um sich über diese Seite der Gegenwart klar zu werden, tut man am besten, sich mit den entsprechenden Erfahrungen der Vergangenheit vertraut zu machen. Wer von der heutigen Generation das tut, kann ganz leicht dahin gelangen, daß er zu seinem Erstaunen entdeckt, die Dinge, über die er sich am meisten den Kopf zerbricht, seien gar nichts Neues, noch nie Dagewesenes, sondern »olle Kamellen«, um mit Fritz Reuter zu reden. Und gar mancher, der wähnt, uns ganz neue Errungenschaften revolutionären Denkens aufzutischen, wird zu seiner Betrübnis entdecken, daß er nur sehr alten Kohl frisch aufwärmt.

Daran wurde der Schreiber dieser Zeilen erinnert, als er wieder einmal nachlas, was Friedrich Engels vor sechzig Jahren im »Leipziger Volksstaat« (26. Juni 1874) über die Blanquisten schrieb, die an der Erhebung der Pariser Kommune 1871 teilgenommen hatten und nach ihrer Niederschlagung in London lebten. Sie waren der Internationale beigetreten, von Marx freundschaftlich begrüßt, doch bald in Zwiß mit ihr geraten und hatten sie im Oktober 1872 wieder verlassen, weil sie »der Revolution aus dem Wege gehe«. Sie organisierten sich als eine besondere Gruppe, die sich »die revolutionäre Kommune« nannte. Diese entwickelte in einer Proklamation ihr Programm, das Friedrich Engels auf den Plan rief. Dem Artikel, den er darüber schrieb, gab er den Titel »Flüchtlingsliteratur«. Er beginnt ihn mit folgender Schilderung:

»Nach jeder gescheiterten Revolution oder Konterrevolution entwickelt sich unter den ins Ausland entkommenden Flüchtlinge eine fieberhafte Tätigkeit. Die verschiedenen Partischattierungen gruppieren sich, klagen sich gegenseitig an, den Karren in den Dreck gefahren zu haben, beschuldigen einander des Verrats und aller möglichen Todsünden. Dabei bleibt man mit der Heimat in enger Verbindung, organisiert, konspiriert, druckt Flugblätter und Zeitungen, schwört darauf, daß es in vierundzwanzig Stunden wieder losgeht, daß der Sieg gewiß ist und verteilt in Hinblick darauf schon die Regierungssämter. Natürlich folgt Enttäuschung auf Enttäuschung und weil man diese nicht den unvermeidlichen historischen Verhältnissen, die man nicht verstehen will, sondern zufälligen Fehlern einzelner zuschreibt, so häufen sich die gegenseitigen Anklagen und das Ganze endet in einem allgemeinen Krakeel. Das ist die Geschichte aller Flüchtlingschaften von den royalistischen Emigrierten von 1792 bis auf den heutigen Tag... Die französische Emigration nach der Kommune ist diesem unvermeidlichen Schicksal ebenfalls nicht entgangen.«

Engels erörtert dann den Austritt der Blanquisten aus der Internationale und charakterisiert Blanqui, der damals noch lebte und in einer französischen Festung gefangen saß. Erst 1879 wurde er freigelassen und starb 1881. Engels sagt 1874 von ihm:

»Blanqui ist wesentlich politischer Revolutionär. Sozialist nur dem Gefühl nach, mit den Leiden des Volkes sympathisierend, aber er hat weder eine sozialistische Theorie noch bestimmte praktische Vorschläge sozialer Abhilfe. In seiner politischen Tätigkeit war er wesentlich »Mann der Tat«, des Glaubens, daß eine kleine, wohlorganisierte Minderzahl, die im richtigen Moment einen revolutionären Handstreich versucht, durch ein paar erste Erfolge die Volksmasse mit sich fortreißen und so eine siegreiche Revolution machen kann.«

Engels weist darauf hin, daß diese Versuche stets mißlingen und fährt fort:

»Daraus, daß Blanqui jede Revolution als den Handstreich einer kleinen revolutionären Minderzahl auffaßt, folgt von selbst die Notwendigkeit der Diktatur nach dem Gelingen, der Diktatur wohlverstanden, nicht der revolutionären Klasse, des Proletariats, sondern der kleinen Zahl derer, die den Handstreich gemacht haben und die selbst schon im voraus wieder unter der Diktatur eines oder einiger Wenigen organisiert sind.«

»Man sieht, Blanqui ist ein Revolutionär der vorigen Generation.«

Engels konnte nicht voraussehen, daß ein halbes Jahrhundert später Revolutio-

näre dieser Art als solche der jüngsten Generation auftreten würden, und zwar als die einzig wahren Marxisten. Diese Erscheinung ist allerdings nicht allzu verwunderlich, denn seit dem Weltkrieg ist die Gesellschaft ein wunderliches Gemisch modernster und primitivster, barbarischer Gebilde geworden. Flugzeug und drahtloses Fernsprechen sind eine alltägliche Erscheinung geworden und gleichzeitig entwickelt sich immer mehr ein primitiver Tauschverkehr wie unter Wilden. Da können auch in sozialistischen Reihen Anschauungen von Revolutionären, die vor einem Jahrhundert herrschten, heute wieder als neueste und höchste Weisheit gepriesen werden!

Engels fährt fort:
»Auch bei unseren Londoner Blanquisten geht der Grundsatz durch, daß Revolution überhaupt sich nicht selbst machen, sondern gemacht werden; daß sie gemacht werden von einer verhältnismäßig geringen Minderzahl und nach einem vorher entworfenen Plan, und endlich, daß es jederzeit bald losgeht.«

Mit solchen Grundsätzen ist man natürlich sämtlichen Selbsttäuschungen des Flüchtlingslebens unrettbar preisgegeben und muß man sich aus einer Torheit in die andere stürzen.«

Engels zeigt dann, daß das Pariser Proletariat, »namentlich nach dem furchtbaren Aderlaß der Maitage 1871 eine geraume Zeit der Ruhe nötig hat, um wieder Kraft anzusammeln und daß jeder verfrühte Versuch einer Erhebung nur eine neue, noch furchtbarere Niederlage zur Folge haben kann.«

Die Blanquisten allerdings seien anderer Ansicht. Weil die Ueberzeugung sie erfülle, daß es gleich morgen wieder »losgehe«, verkündeten sie ihr Programm. In diesem hieß es, sie seien 1. Atheisten, 2. Kommunisten, 3. Revolutionäre. Dazu bemerkt Engels:

»Unsere Blanquisten haben mit den Bakuninisten das Gemein, daß sie die am allerweitesten gehende, extremste Richtung vertreten wollen.«

Darum genüge es ihnen nicht, zu konstatieren, daß sie selbst Atheisten seien. »Der Atheismus ist so ziemlich selbstverständlich bei den europäischen Arbeiterparteien.« Um radikaler zu sein, verlangten die Blanquisten: »Jede religiöse Kundgebung, jede religiöse Organisation muß verboten werden.«

Das, meint Engels, sei das Dümme, was man tun könne:

»So viel ist sicher: der einzige Dienst, den man Gott heutzutage noch tun kann, ist der, den Atheismus zum zwangsmäßigen Glaubensartikel zu erklären und die Bismarckschen Kirchenkulturkampfgesetze durch ein Verbot der Religion überhaupt zu übertrumpfen.«

Das gilt, wie von den Blanquisten von 1874 so von der Gottlosenbewegung der Bolschewiki unserer Tage. Diese haben übrigens selbst schon ein Haar in dieser Suppe gefunden.

Nun aber der Kommunismus. Auch er muß bei den Blanquisten von 1874 eine besonders radikale Note erhalten, die ihn von der Sozialdemokratie unterscheidet:

»Wir sind Kommunisten, weil wir bei unserem Ziel ankommen wollen, ohne uns in Zwischenstationen aufzuhalten, an Kompromissen, die nur den Sieg vertragen und die Sklaverei verlängern.«

Darauf entgegnete Engels:

»Die deutschen Kommunisten (damit meinte er die Sozialdemokraten) sind Kommunisten, weil sie durch alle Zwischenstationen und Kompromisse, die nicht von ihnen, sondern von der geschichtlichen Entwicklung geschaffen werden, das Endziel klar hindurchsehen und verfolgen: Die Abschaffung der Klassen, die Errichtung einer Gesellschaft, worin kein Privateigentum an der Erde und an den Produktionsmitteln mehr existiert. Die dreiunddreißig (die das blanquistische Manifest unterzeichneten) sind Kommunisten, weil sie sich einbilden: sobald sie nur den guten Willen haben, die Zwischenstationen und Kompromisse zu überspringen, sei die Sache abgemacht, und wenn es, wie ja feststeht, dieser Tage »losgeht« und sie nur (nun?) ans Ruder kommen, so sei übermorgen der Kommunismus eingeführt.« Wenn das nicht sofort möglich, sind sie also auch keine Kommunisten.

»Kindliche Naivität, die Ungeduld als einen theoretisch überzeugenden Grund anzuführen.«

Leider imponiert auch heutzutage diese Ungeduld nicht nur naiven Neulingen, sondern auch manchem reifen Denker als Ausdruck einer revolutionären Gesinnung.

Endlich aber, fährt Engels fort, sind

jene dreiunddreißig Blanquisten nicht bloß Atheisten und Kommunisten, sondern auch »Revolutionäre«.

»In diesem Fach ist nun, was die dickaufgeschwollenen Worte angeht, bekanntlich von den Bakuninisten schon das Menschenmögliche geleistet; trotzdem aber haben unsere Blanquisten die Pflicht, sie noch zu übertreffen.«

Wie das erreichen? Die ganze Internationale hatte sich 1871 mit der Pariser Kommune solidarisch erklärt. Aber sie hatte nicht jede einzelne ihrer Handlungen gutgeheißen. Darin, meinen die Blanquisten, müsse sich der wahre Revolutionär von den übrigen Sozialisten unterscheiden. Diese anderen Sozialisten meinten, manche Akte, wie das Anzünden von Häusern oder das Erschießen von Geiseln würden wohl erklärlich durch die fieberhafte Erregung der von einer unbarmherzigen Soldateska gehetzten Kämpfer der Kommune in der Zeit ihrer letzten Zuckungen. Aber bei richtiger Ueberlegung müsse man alle derartigen Vorkommnisse bedauern und wünschen, sie wären unterblieben. Die Blanquisten dagegen glaubten es ihrer revolutionären Gesinnung schuldig zu sein, jede Brandstiftung, jede Hinrichtung einer Geisel als vorbildlich zu preisen. Dagegen wendet sich Engels:

»Welcher Mangel an Kritik liegt darin, die Kommune geradezu heilig zu sprechen, sie für unfehlbar zu erklären... Heißt das nicht dasselbe wie von der ersten französischen Revolution sagen: jedem einzelnen geköpften ist recht geschehen, zuerst denen, die Robespierre köpfen ließ und dann dem Robespierre selbst? Zu solchen Kindereien führt es, wenn im Grunde ganz gutmütige Leute dem Drang, haarsträubend zu erscheinen, freien Lauf lassen.«

Zu Engels Zeiten war die abgeschmackte Einteilung der Sozialdemokraten in Revolutionäre und Reformisten noch nicht erfunden, die heute in manchen Parteikreisen Mode geworden ist. Aber diejenigen, die als Revolutionäre so geringgeschätzt auf die armseligen Reformisten herabsehen, sind die richtigen Nachfahren der Blanquisten von 1874. Auch sie haben den Drang, »haarsträubend« zu erscheinen und alle »Zwischenstationen und Kompromisse« zu überspringen. Das ist es, was sie von den »Reformisten« unterscheidet. Das Endziel streben diese ebenso an wie jene, sonst wären sie nicht Sozialdemokraten. Und kein Sozialdemokrat, wie reformistisch er sein mag, wird es ablehnen, ohne Zwischenstationen und Kompromisse sofort ans Endziel zu kommen, wenn dies möglich ist, das heißt, wenn die historische Situation es erlaubt. Wer einen Unterschied zwischen Revolutionären und reformistischen Sozialdemokraten macht, kann als Revolutionäre nur jene Genossen bezeichnen, die verneinen, die Revolution sei stets möglich. Wenn sie nicht komme, so liege es bloß an der Feigheit oder dem Versagen der reformistischen Führer.

Wie lächerlich diese Auffassung, zeigt uns wieder Friedrich Engels. Bekannt ist es, daß er sich im gleichen Sinn in seiner letzten Kundgebung aussprach, eine Vorrede zu den Marxschen »Klassenkämpfen«. Sie wurden im Jahre 1895 abgefaßt, von einem 75jährigen totkranken Mann. Da hat mancher gemeint, die Engelsche Auffassung von damals stelle eine Alters- und Krankheitserscheinung dar, die für uns nicht maßgebend sein dürfe. Nun sehen wir, daß schon mehr als zwei Jahrzehnte vorher, zur Zeit der ersten Internationale Engels und natürlich auch der mit ihm eng verbundene Marx zu derselben Anschauung gekommen waren, also noch in der Vollkraft ihres Lebens.

Dabei würde man jedoch Engels sehr verkennen, wenn man ihn als Flaumacher bezeichnen wollte. Revolutionäre Ungeduld beseelte ihn bis an sein Lebensende. Nur lehrten ihn seine Erfahrungen, sich nicht von ihr beherrschen zu lassen. Wenn er 1874 darauf hinwies, daß eine neue erfolgreiche revolutionäre Erhebung in Frankreich nicht möglich sei, so sprach er so nicht, weil er eine solche nicht wünschte, sondern weil ihm seine Sachkenntnis diesen Wunsch als eine Illusion erscheinen ließ. Er hat recht behalten.

Und doch spielte auch ihm seine revolutionäre Ungeduld manchen Streich. Er wußte, Revolutionen lassen sich nicht machen, sie kommen nur von selbst, aber sein revolutionärer Drang ließ ihn mitunter manche Erscheinungen als Anzeichen einer kommenden Revolution überschätzen. Vor Irrtümern dieser Art bleibt keiner von uns sicher. Die sozialen Verhältnisse sind viel

zu kompliziert und, namentlich bei fehlender Demokratie zu undurchsichtig, als daß es möglich wäre, in jedem Moment die Kräfteverhältnisse im Staate genau abzumessen.

Wir Marxisten haben oft geirrt in der Abschätzung des Tempos einer kommenden Entwicklung, nicht aber in der Vorausbestimmung ihrer Richtung. Das soll uns zur Lehre dienen. Unsere marxistische Ueberzeugung zeigt uns, daß dem Proletariat und der Demokratie die Zukunft gehört, trotz alledem. Aber es ist ganz unangebracht, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wann wir so weit kommen, uns durchzusetzen. Namentlich in einer so unruhigen Zeit, wie der heutigen, müssen wir auf die größten Ueberraschungen gefaßt sein. Möglich, daß die Diktaturen sich stabilisieren und sich noch lange behaupten. Aber nicht minder möglich, daß sie morgen schon in ihren Grundfesten wanken.

Darauf müssen wir unser politisches Dasein einrichten. Wir haben es so zu gestalten, daß wir in der Lage sind, lange Zeit durchzuhalten, ohne zu ermatten und den Mut zu verlieren, gleichzeitig aber stets darauf gefaßt sein, sofort in eine Volksbewegung einzugreifen und ihr die zweckmäßigsten Formen zu geben. Vor Illusionen aber müssen wir uns stets unter allen Umständen ebenso hüten, wie vor Versuchen, die für uns zu langsam verlaufende historische Entwicklung künstlich durch vorbereitete Erhebungen anzukurbeln.

Davor hat uns Engels vor sechzig Jahren gewarnt. Die seitherigen Erfahrungen sprechen eindringlich im gleichen Sinn.

Stimmt das nicht?

Der jüdische Lebensmittelhändler Simon in Rheydt besitzt nicht nur die Frechheit, das selbst in der Joseph-Göbbels-Straße zu wohnen, sondern noch eine andere, die der »Stürmer« in seiner bekannten stürmischen Weise scharf anprangert, womit er gerade das erreichte, was der Lebensmittelhändler Simon bezweckte. Dieser Simon hat auf seinen Geschäftstüten den Papst Julius III. zu Wort kommen lassen. Von Lorbeeren umrahmt schmückt folgender Ausspruch die wertvollen Tüten:

»Weißt Du denn nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird? Der Streicher hat sowohl den Papst Julius als auch den Lebensmittelhändler Simon sofort und ganz richtig verstanden. Streicher war nicht klug genug, um zu schweigen, sondern tobt wie wild und prangert die jüdische Frechheit an, »in versteckter Form der Staatsregierung des Dritten Reiches zu sagen, was er, der Jude, von dieser Reichsregierung hält«. Natürlich wird diese Feststellung mit der Anforderung zu einem Pogrom begleitet. Der Streicher merkt ooch alles. Und is der Jude nich jut?

Die armen Opfer

Im Leitartikel der »Deutschen Bergwerkzeitung« vom 8. Dezember 1934 liest man:

»Ist es zu verwundern, daß gerade im deutschen Unternehmertum, das in erster Linie das Opfer des Klassenkampfes war, die Sehnsucht nach innerem Frieden und Volksgemeinschaft besonders lebendig war?«

Darum hat ja auch der »Sozialist« Hitler diesen Opfern des »Klassenkampfes« zur »Volksgemeinschaft« verholfen. Zur Volksgemeinschaft des Lohnabbaus!

Billige Volksgemeinschaft

Die Alimentationsklage eines 17jährigen Mädchens, das von der »Landhilfe« schwanger nach Berlin zurückkam, wurde vom Gericht abgewiesen.

Der Beklagte war ein SA-Gruppenführer. In der Begründung des Gerichtsentscheids heißt es, daß der Beklagte in seiner wirtschaftlichen Lage... nicht gefährdet werden dürfe!

Freie Bahn dem einflußreichen Gruppenführer!

Stolpernde Pädagogen

Im »Schwäbischen Schulanzeiger« liest man:

»Der Leser wird mit Staunen (!) auf Zusammenhänge aufmerksam gemacht, über die er tagtäglich hinwegstolpert.«

Das vorbildlich sinnlose Deutsch dieses »Schulanzeigers« ist vollendet gleichgeschaltet!

Das Inserat des Tages

Inserat in einer Breslauer Zeitung:
»Jüdisches Ehepaar sucht schwerverheirathetes Mädchen.«
Achtung! Der Feind hört mit!

Perspektiven des „unbekannten Hitlerdeutschen“

Die Geschichtskulisse, welche die beamteten Vordergründakteure der deutschen Politik Hitler, Heß, Neurath, Ribbentrop usw. im trauten Verein mit den Goy und Rothermere augenblicklich aufziehen, verdient viel weniger Beachtung als das, was man sich hinter dieser Kulisse unter deutscher Geschichte und deutscher Zukunft vorstellt. Denn nur noch da, im intimen Kreise, tut sich der wahre Wunsch und Wille der Drahtzieher unverfälscht, weil unkontrolliert kund, und wie der ungefähr aussieht, können wir einer mit großem Apparat, u. a. durch Verlegerrundbriefe an tausende Adressen (auch ich erhielt einen), vertriebenen Broschüre entnehmen: „Vor großen Katastrophen. Der deutsche Aufstieg und die germanische Zeit“ (Berlin, Kulturpolitischer Verlag). Ein wildes Sammelsurium von Aufsätzen, die ein Herr Wilhelm Gellert seit zirka fünfzehn Jahren in allerhand nationalistischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, muß sie den Gewaltpolitikern an allen Stammtischen, in allen Redaktionen und Regimentss-äben ganz nach dem Munde geschrieben sein, denn sie hat sich bereits bis zum fünfundzwanzigsten Tausend emporgeturnt — und dieser breite Erfolg gibt uns das Recht, aus ihr die tatsächlich wirksamen, d. h. die in den Masenkadern des Regimes lebenden hitlerdeutschen Geschichtsperspektiven von heute abzulesen.

Was zuvörderst staunen macht, ist die geradezu berückende Genialität der Albernheit, mit welcher das von den Militärs ins Volk geworfene Schlagwort: „Im Felde unbesiegt“ zum Bürgen des Zukunftsieges genommen wird. Wie vernünftige Menschen, legt Herr Gellert dar, sich zur verdienten Ruhe begeben, nachdem sie ihre Aufgabe geleistet haben, unvernünftige aber durch unaufhörliche Morphiumeinspritzungen ihre letzten Kräfte anstacheln, dann aber endgültig und für immer zusammenklappen, so haben im Weltkrieg sich die Völker benommen:

„Das deutsche Volk hat die Rolle des klugen Menschen, die feindlichen Mächte die Rolle des nichtklugen Menschen gespielt. In diesem furchtbaren Ringen hat sich die eine unumstößliche Tatsache herausgestellt, daß sich das deutsche Volk als das stärkste Volk der Welt erwiesen hat, stärker als jedes der feindlichen Völker, ja stärker als z. B. Rußland, Frankreich und England zusammengenommen. Erst der Zutritt aller möglichen anderen Völker, Hilfstruppen und Hilfsmittel hat das Ringen dann zu unseren Ungunsten entschieden. Aber zu wessen Gunsten? Zugunsten des feindlichen Bündnisses! Ein Bündnis aber ist ein wandelbarer Begriff; es kann jeden Augenblick sich auflösen. Löst sich diese Verbindung und stehen wir den einzelnen Gegnern gegenüber, dann tritt die Tatsache des deutschen Sieges in die Erscheinung. Als das deutsche Volk auf den Schlachtfeldern zu seinen Gunsten die Frage entschieden hatte, welches Volk das stärkste war, da legte es die Waffen nieder und begab sich heim, um sich dem Schläfer der Erschöpfung nach getaner Arbeit hinzugeben und Kräfte zu sammeln für den letzten geistigen Verzweiflungskampf um den Sieg. Barbarossa zog sich in den Kyffhäuser zurück, und die Raben erfüllen mit ihrem Triumphgekräche die Luft.“

Nun ist es ja gewiß wahr, daß der Barbarossa „Deutsches Volk“ heute in einem unseelig tiefen Schläfer liegt und daß man das Gekrächze der Raben aus allen Reichsendern vernehmen kann; aber daß die „gemeinsame Gegnerschaft“ der Welt „gegen den preußisch-deutschen Geist, diese gewaltige Kraft, die unsere Waffen vier Jahre lang siegreich führte“ inzwischen aufgehört hätte, kann man beim besten Willen nicht feststellen. Doch das macht weniger als nichts. Herr Wilhelm Gellert und all die Zahllosen, die aus den fünf starken Auflagen seiner Broschüre die deutsche Zukunft bestimmen, stellen in umständlichen Untersuchungen von tiefstgründiger Ignoranz den Verfall Rußlands, Frankreichs, Englands, Italiens usw. fest, um zu der herzerhebenden Schlußfolgerung zu gelangen:

„So betrachtet, leben wir in der Zeit einer Weltrevolution, einer Weltum-

wälzung, eines Zusammenbruches des bisherigen Weltgebäudes von gewaltigstem Umfange. Nur sind die Urheber nicht die russischen Bolschewisten mit ihren anarchistischen Ideen, sondern die deutschen Heerführer, das deutsche Heer, die deutschen Frauen und Kinder, das deutsche Volk insgesamt, das durch seine ungeheueren Kriegseinstellungen im Entwerfen großer Schlachtpläne, in tapferen Waffentaten und im Entbehren und Hungern die Feinde gezwungen hat, sich zu überanstrengen, sich zu erschöpfen, so daß nun ihr Zusammenbruch folgt.“

Dieses böse Ende der „Morphiuminjektionen“ gilt es bloß abzuwarten, dann wird das ewige Gesetz der Geschichte wieder in Kraft treten, daß „jedes Volk und jedes

schen Gebäude zusammenstürzen. Weltrevolution! Nicht mit den Radikalen, anarchischen Kräften, sondern mit den Kräften der deutschen Volkseele, des deutschen Geistes in ihrer ganzen Klarheit, unter deutschen Führern, die voll und ganz auf dem Grunde des deutschen Volksempfindens stehen. Der letzte Kampf!“

Ohne „Führer“ geht es natürlich nicht und so hat sich denn im Volke „ein ganz richtiger Masseninstinkt offenbart, der die schwache (Parteien-)Führung, die nicht imstande war, das Volk zu führen und gegen seine Feinde zu schützen, abschüttelte, alle schwachen Teile ausschied und den starken Führern die Bahn ebnete.“ Nur

den gnädig sein! Je stärker der Dampfkessel (von den Feinden) geheizt wird, desto heftiger wird die Explosion sein. Und dann wehe dem Heizer!“

»Wehe dem Heizer!«, das fürchten wir auch, wenn wir es auch ganz anders meinen als Herr Gellert. Denn der freut sich schon diebisch auf den Hexensabbat der »deutschen Weltrevolution« und entwirft von ihr auf Grund seiner tief sinnigen Spekulationen das folgende, hier nur in den Hauptzügen wiedergegebene

»Zukunftsbild: Revolution und Anarchie in ganz Europa und den von ihm beherrschten Ländern. In der Mitte Deutschland, geeint unter einem starken deutschen Führer, das den Völkern Hilfe angedeihen läßt, die mit ihm blutsverwandt sind oder mit denen es in Freundschaft leben will. Bricht das holländische Kolonialreich in den Revolutionsstürmen zusammen, dann zerbricht auch das Rückgrat der holländischen Selbständigkeit, und Holland wird selbst wissen, wo es Hilfe, Freundschaft und Anschluß findet. Das Bekanntwerden der Deutschen und Flamen im persönlichen Verkehr während des Weltkrieges hat beiden Teilen erst wieder zum Bewußtsein gebracht, daß sie Brüder eines Stammes sind. Auch die Schweiz wird sich in der Not auf die Stammutter Germania besinnen müssen, namentlich der deutsche Teil der Schweiz. Hört die Finanzkraft und politische Macht Englands auf, dann werden auch die nordischen Länder gezwungen sein, ihren Blick nach Deutschland zu richten. Auch die Frage der von den Polen, Italienern und Tschechen geraubten deutschen Gebiete und die der baltischen Provinzen wird ihre Regelung finden müssen, wenn Deutschland sich seine Selbständigkeit nach allen Seiten hin wieder erringt. Ähnlich wird vielleicht auch in Irland, in den Burenrepubliken, in Aegypten, Indien usw. die Entwicklung vor sich gehen. Dann kann der politische Führer der Deutschen ein Bauwerk errichten, wie es schöner keinem deutschen Staatsmanne je zu errichten beschieden war. Dann werden künftige Geschlechter singen und sagen von der deutschen Weltrevolution, dem Beginn des germanischen Zeitalters.«

Man sage, von solchem Wahnsinn überwältigt, nicht, daß Herr Gellert ein bedeutungsloser Niemand ist und daß hier ein übler Orgeldreher der Politik seine mißtönige Walze abwerket — dafür grüßen allzu breite Massen, wie die Auflagenhöhe der Broschüre bezeugt, seine Weise im Chore mit, betrachten mit seinen Augen und seiner profunden Unwissenheit den Geschichtsverlauf, glauben mit seinen Gründen, »das stärkste Volk der Welt« zu sein, und berauschen sich an seinen Zukunftsvisionen. Damit aber verwandeln sich die aberwitzigen Phantastereien in den sehr realen Nährboden jener Kriegspsychose, die zur Zeit in Deutschland so verderblich um sich frist, und werden die Wilhelm Gellert und Konsorten zu berufenen Exponenten der wirklichen Stimmung innerhalb des deutschen Spießrheeres, indes die Herren von Neurath und von Ribbentrop vor der erfreut lächelnden Welt die anmutige Kulisse der Versöhnlichkeit und Friedensliebe entrollen.

Alfred Kleinberg

Bildersprache

Wilhelm Kube schreibt in der »Westfälischen Landeszeitung«:

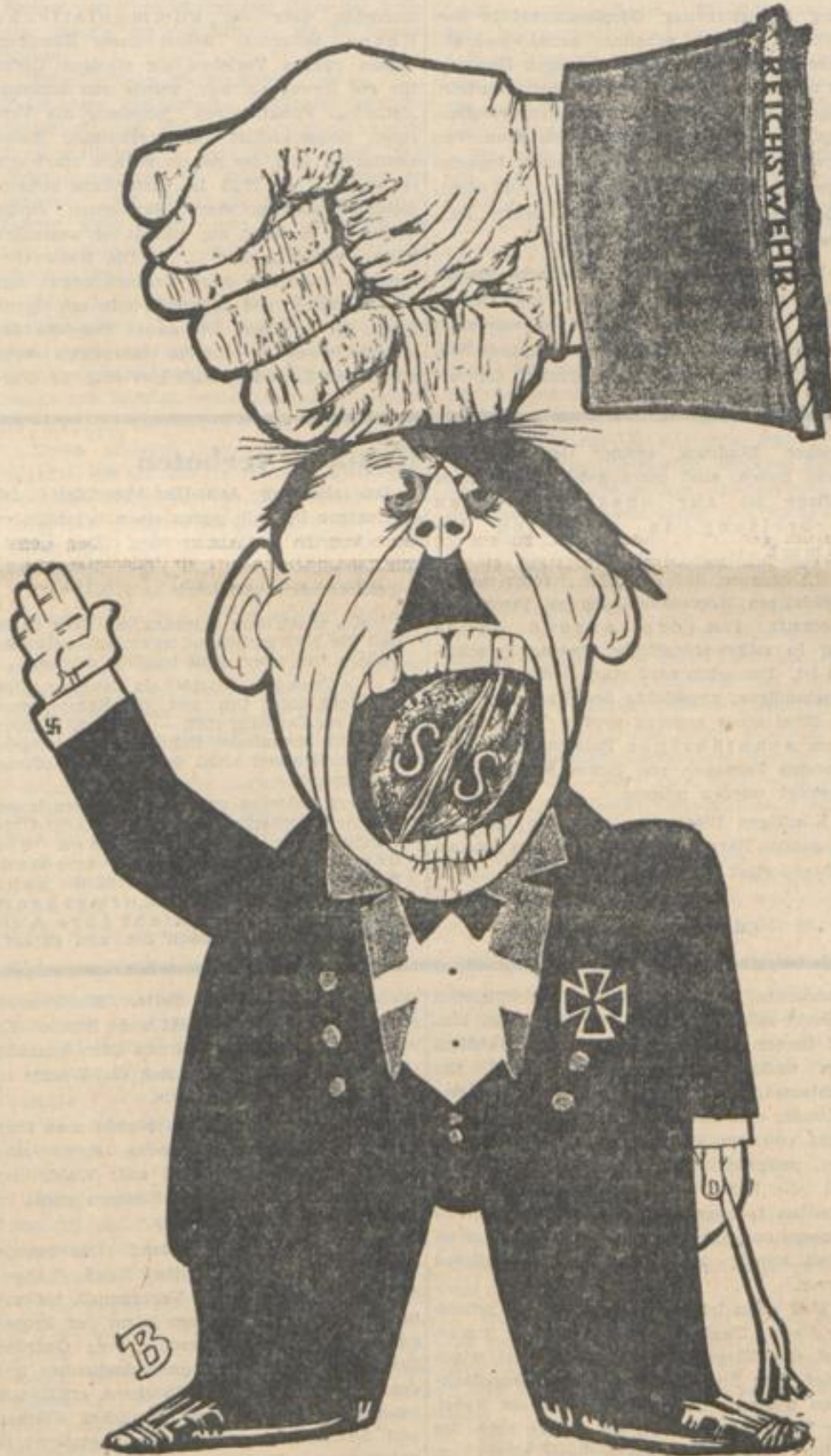
»Die Sau suhlt im Mist, der Jude in dem, was er Kultur nennt... diese stinkenden Cojoten sollte man international an die Kette legen.«

Die Sau suhlt im Mist — und der Kube wälzt sich in der Nazipresse. Es ist halt alles eins!

Rosalindes Fehltritt

In der »Frankfurter Zeitung« liest man: »Im dritten Saarbrückener Symphoniekonzert teilten sich die Solistin Rosalinde von Schirach und Hindemith als Autor in das Interesse des Publikums.« Baldurs Schwesterchen Hand in Hand mit dem verfeimten kultur bolschewistischen Unter menschen — was soll nun Göring dazu sagen!

Der Nußknacker



Lebewesen das Recht zu leben und die Pflicht zur Selbstbehauptung“, daß „ein Volk immer die Führung, die erste Stellung in der Welt inne hat“, und dieses Volk ist, wie der „deutsche Endsieg“ im Weltkrieg unleugbar bewies, kein anderes als das deutsche. Nur ein bißchen Geduld, wie sie Barbarossa im Kyffhäuser aufbringt, und die große Stunde ist da:

„In den feindlichen Ländern führen die Staatsmänner einen Kampf der Verzweiflung gegen die innere Auflösung, gegen die Anarchie, gegen die politische Zersetzung. Gegen diese zerbröckelnden Staatsgebäude gilt es den letzten gewaltigen Stoß zu führen, daß die mor-

sie haben die Kraft, „die letzte, geistig-politische Entscheidung“ herbeizuführen, weiteres „Nachgeben“ gegen die Forderungen des Feindes zu verweigern und ihm „das Nein des ganzen Volkes“ entgegenzurufen. Diese notwendige Krise des heutigen Europa wird zugleich die Erlösung sein, und darum:

»Lassen wir die Dinge ruhig heranreifen, bis die Gedanken des gesamten Deutschtums innerhalb und außerhalb der alten Reichsgrenzen zusammenklängen im Willen zur Selbstbehauptung gegen den feindlichen Vernichtungswillen. Dann möge der Himmel den Fein-

Moses widerruft die Bibel

Der Führer des jüdischen Volkes, Moses, läßt der Öffentlichkeit eine Erklärung zugehen, die sich auf den Inhalt der von ihm verfaßten fünf Bücher Mose, bekannt unter dem Namen Pentateuch, bezieht:

»Mit Bedauern habe ich gehört, daß ich für einen Feind des ägyptischen Volkes angesehen werde. Diese irriige Meinung gründet sich auf einige Stellen des von mir verfaßten Buches »Mein Pentateuch«. Da mir momentan daran gelegen ist, die ägyptische Nachbarnation von der Freundschaftlichkeit meiner Gefühle für sie zu überzeugen, so nehme ich Veranlassung, alle Absätze aus »Mein Pentateuch«, aus denen sich Gegenteiliges folgern ließe, hiermit feierlich zu widerrufen.

Zur Erklärung der bedauerlichen Entgleisungen meinerseits sei folgendes bemerkt: Bei Niederschrift der Bibel befand ich mich in einer schweren Psychose. Bekanntlich wurde ich im Lande Aegypten während einiger Zeit von dem System Pharao steckbrieflich verfolgt, weil ich einem Aegyptier, der einen jüdischen Pflichtarbeiter arg mißhandelt hatte, einiges zu kosten gegeben habe. In begreiflicher Aufregung über die Ungerechtigkeit dieser Behandlung, und weil mich ferner die Art verdroß, in der die Kinder Israel von dem System Pharao zum Arbeitsdienst herangezogen wurden, habe ich einige Stellen niedergeschrieben, die ich heute bei objektiver Würdigung bedaure.

Ich erkläre ausdrücklich, daß die von mir gewählte Bezeichnung Aegyptens als eines »Hauses der Knechtschaft« in den zehn Geboten nur als ein Lapsus meinerseits aufzufassen ist, entsprungen meinem Aerger über den Einsatz des jüdischen Arbeitsdienstes beim Pyramidenbau. Ebenso habe ich mir nichts Böses gedacht bei den diversen Plagen, die ich über Aegypten habe kommen lassen. Die Aegyptische Finsternis nehme ich hiemit auf Ehrenwort zurück und behalte mir ihre Einführung an meinen gleichgeschalteten Universitäten vor.

Ganz besonders bedaure ich den Untergang Sr. Majestät des hochseligen König Pharao im Roten Meer. Ich betone mit äußerstem Nachdruck, daß kein Angehöriger meiner Nation aktiv an dieser frevlerischen Tat irgendwie mitgewirkt hat. Attentate auf fremde Staatsoberhäupter, in welcher Form auch immer, zu fördern, lehnen wir grundsätzlich ab. In diesem Fall kann man uns überhaupt nichts beweisen. Unsere, leider von mir aus meine damalige Stimmung beschriebene Feier des Ereignisses mit Zithern, Gesang und Tanz besagt nicht das mindeste über eine Beteiligung unsererseits an der durch Gottes Ratschluß verhängten Katastrophe.

Ich habe dafür Sorge getragen, daß »Mein Pentateuch« in neuer, gereinigter Auflage erscheint. Jene mißverständlichen Stellen über Aegypten, die in den bisher erschienenen 2.000.000.000 Exemplaren einen

Leben eines Kämpfers

Das Lebensbild ihres Mannes, das jetzt Paula Wallisch im Verlage der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei der CSR herausbringt. (»Ein Held stirbt.« — Von Paula Wallisch) wird innerhalb der freibleiblichen Arbeiterschaft sehr bald zu den gelesensten Büchern gehören. Denn von seiner aktuellen Bedeutung abgesehen, hat hier das Schicksal ein heldisches proletarisches Stück Leben geformt, das von Kindesbeinen an bis zum Tode bunt, bewegt, abenteuerlich und doch in allen Phasen einheitlich im Strome sozialistischer Befreiungsarbeit verläuft. In der Viervölker-Ecke Südwestungarns geboren, kennt Koloman Wallisch nur eine Heimat: die Arbeiterbewegung; sie wird seines Daseins Inhalt, sein Glück, sein Schmerz und sein Tod. An diesem Leben geht kein Zug daneben, alles treibt von Anbeginn in einer Richtung: alle Kraft bis zum Letzten und in jeder Stunde für die sozialistische Sache. Man kann es in kurzen Stichworten kennzeichnen: Mit 15 Jahren in der Bewegung, mit 16 Jahren auf der schwarzen Liste der heimischen Unternehmer. Wanderjahre. Mit kaum zwanzig in der Leitung der Bauarbeiterorganisation in Triest. Soldatenjahre in Szegedin, nebenbei — in der Bataillonskanzlei — sozialdemokratische Parteilarbeit. Weltkrieg. Kriegstraumung. Garnisondienst in Szegedin. Nebenbei geheimer sozialdemokratischer Partisekretär. Prozeß wegen Hochverrat und Meuterei. Zum Frontdienst verurteilt. Ungarische Revolution und Gegenrevolution. Kopfpfeil auf Wallisch und seine Frau. Von Versteck zu Versteck. Flucht nach Jugoslawien, Verfolgungen in Jugoslawien. Auf nächtlichen Schlepppfaden nach Steiermark. Partisekretär in Bruck.

Unsichtbar stand über Wallischs Dasein das Nietzschewort: »Immer in Gefahr leben.« Wie einem Matteotti, so war auch ihm die heroische Phrase völlig fremd. Sein stärkster Hang galt im Gegenteil der or-

ganisatorisch-sozialen Arbeit bis ins Kleinste. Aber die Gefahr reizte ihn, wenn es dabei um seine Sache ging. Mehrere Attentate heckte die Heimwehr gegen den »Bolschewiken« aus — er gab in seinem Kampfe keinen Zoll breit nach.

Die Geschichte eines solchen Mannes wird immer auch zur Geschichte der Frau, die an seiner Seite steht. Wie Paula Wallisch dieses aufreibende Dasein mitdurchgehalten, wie sie sich an der Seite des ewig Gejagten bewährt hat, wie sie seine Arbeit weiterführte, wenn ihm die Hände gebunden waren, ihre abenteuerliche Suche nach ihrem Mann, als der weiße Schrecken über Ungarn hereinbricht — das macht sie zum Vorbild sozialistischer Frauen schlechthin. Immer wieder hat dieses Arbeiterkind von vorn anfangen, immer wieder mit neu aufbauen müssen, sowohl ihren Hausstand wie in der Bewegung. Immer wieder verliert sie Heimat und Eigentum, aber nie den Mut, und ein Wallisch ist ohne eine solche lebensstichtige Frau wohl nicht gut denkbar. Die Gegner haben ihr diese Tapferkeit mit reichlichen Beschimpfungen vergolten.

Zu den trübsten Seiten des Buches jedoch gehören wohl die, auf denen die Frau des Gemordeten über die kommunistische Hetze berichtet. Selbst dieser Kämpfer, dessen ganzes Vorleben ein einziges Opfer für die Bewegung war, wurde von kommunistischen Funktionären jahrelang als Verräter, Sozialfaschist und verkalkter Bonze »entlarvt«. Ihm, der nahezu so arm starb wie er war, als er 1920 in Steiermark ankam, dichtet kommunistische Skribenten einige Villen im Ausland an, »damit er ausreisen kann, wenns kracht...« Die Heimwehr-Reptile brauchen diese Verleumdungen nur nachzudrucken und sich nicht sehr um eigene Lügen zu bemühen. Die ganze Tragödie der Arbeiterbewegung unseres Jahrzehnts weht aus diesen Episoden; auch hier sind die Wur-

zeln des Faschismus! Dafür wollten die kommunistischen Lügner den toten Märtyrer zum Schwurzeugen ihre Parteikliche machen und seine letzten Worte verdrehen. Mit einigen Sätzen der Verachtung geht Genossin Wallisch über diese Schändungen hinweg. Die Jämmerlichkeit kleiner Demagogen verankert hinter der Größe der letzten Kapitel, dieses heroischen Kampfes der Schutzblindler um die Freiheit, dieses nervenzerreißenden Marsches hungernder, munitionsloser Kämpfer durch vereistes Gebirge, die Trennung der letzten Getreuen, diese Flucht zu Dritt ins Nichts, diese Gefangennahme dicht vorm körperlichen Zusammenbruch, dieses letzte große Aufrecken vor den Richtern, denen er hätte entfliehen können, wenn er seine Kameraden verlassen hätte...

Noch in der letzten Stunde war seine Frau bei ihm und hielt sich aufrecht, wie sie zwanzig Jahre hindurch alles, alles aufrecht mit ihm trug. Sein letzter Ruf unterm Galgen galt der Sozialdemokratie und der Freiheit. Und wie jegliches reaktionäre Gelichter aufjubelte, so trauerten und schluchzten Millionen Menschen, als sein Tod verkündet wurde. Der Henker aber, der Wiener Fleischhauer Spitzer, verbeugte sich am Sarge und höhnte: »Herr Wallisch, bei ihnen war es mir ein ganz besonderes Vergnügen...« Und so stellte diese Stunde die ausgeprägtesten Vertreter zweier Lager einander kraß symbolhaft gegenüber, zweier Welten, von einer Kluft getrennt, über die kein Vogel fliegt: drüben das gültigste Sinnbild des Faschismus, die Bestie mit Henkerfresse — hüben der sozialistische Held und Märtyrer, das Stärkste, das die sozialistische Arbeiterschaft Mitteleuropas in den letzten fünfzig Jahren an Kraft, Mut, Treue und politischer Tüchtigkeit hervorbrachte, noch im Tode verfolgt vom Haß einer faulenden Welt, die entsetzt fühlt, daß aus solchen Gebeinen die Heerscharen unerbittlicher Rächer erstehen müssen.

Bruno Brandy.

falschen Eindruck meiner Gesinnung erweckt haben, sind darin getilgt. Die neue Auflage ist zur ausschließlichen Verbreitung in Aegypten bestimmt.

Ich bedaure, daß die Bibel, infolge meines ungünstigen Nervenzustandes bei ihrer Niederschrift, fast dreitausend Jahre lang in mißverständlicher Fassung erschienen ist. Immerhin wird man diesen Umstand entschuldigen, angesichts der Tatsache, daß die Bibel eines anderen großen Volkes nach kaum zehnjähriger Existenz in grundlegenden Passagen von ihrem Schöpfer hat bereinigt werden müssen.

Künftigen Bibelverfassern gebe ich den dringenden Rat: Schreibt Eure Bibeln niemals während einer Psychose.

Moses, Führer.

(Mitgeteilt von Mucki.)

Kritik — verboten

Im »Berliner Acht-Uhr-Abendblatt« ist eine zahme Polemik gegen einen Schriftleiter des »Angriff« geführt worden. Das »Acht-Uhr-Abendblatt« hat sich gegen den Angriff folgendermaßen verteidigt:

»Da weist Herr Schwarz von Berk nach, daß die »Bürgerliche« zwar nationalsozialistisch tun, aber nicht handeln würden;

»Wenn zum Beispiel ein Beamter seine Pflicht nicht tun und die Kampfpresse ihn zur Ordnung ruft, — dann, ja dann ist in Stromlinien-Bahnen (der bürgerlichen Presse) nicht der kleinste Luftzug zu spüren.«

Herr Schwarz von Berk! Uebernehmen Sie die Hauptschriftleitung des »Acht-Uhr-Abendblattes« und versuchen Sie dann, einen Beamten zur Ordnung zu rufen. Man wird Sie sehr deutlich darauf aufmerksam machen, daß das nicht Ihre Aufgabe sei. Das wissen Sie und es ent-

spricht nicht ritterlichen Kampfregein, so zu tun, als wüßten Sie es nicht.«

Dieses leise Weinen eines gleichgeschalteten Journalisten verrät alles: die Lüge, unter der die Untertanen des Dritten Reiches leben, die Schimpflichkeit des journalistischen Handwerks in Deutschland, die Niedertracht der Patentnazis, und vor allem — das Fehlen jeder öffentlichen Kontrolle und Kritik an der Verwaltung.

Kein Problem

In der Deutschen Juristenzeitung des Dr. Carl Schmitt, Berlin, lesen wir:

»Die »Verfassungsfrage« erhebt sich mehr und mehr in den Staaten der Gegenwart. In Deutschland dagegen ist sie kein Problem mehr.« Denn Probleme pflegt man in Deutschland auf eine einfache Art zu erledigen: man erschlägt jeden, der von ihnen zu sprechen wagt.

Neujahrsgruß an die braunen Henker Deutschlands

Empfangt hier meine Neujahrsgrüße! Ich hab sie möglichst kurz gefaßt Und schleudre sie Euch vor die Füße Als eine unwillkomm'ne Last.

Wenn ich euch alle vor mir sehe, Wie ihr sadistisch feixt und grient, So wünsch' ich schlicht, daß euch's ergebe Im neuen Jahr, wie Ihr's verdient.

Es soll euch nur vergolten werden, — Nicht wahr, das ist nicht inhuman? — Das Leid, der Jammer, die Beschwerden, Die anderen ihr angetan!

Vielleicht noch die bescheid'ne Bitte, Daß manchem von euch schon der Schluß Des Jahr's fall' auf des Jahres Mitte Zum Dreißigsten des Junius.

Damit halt ich mich schon empfohlen, Ich form' den Neujahrswunsch: »Grüß Gott, Ihr Herrn, der Teufel soll euch holen, Und vor dem Teufel das Schafott!«

Mucki.

Homocord 4 — 2293

Die Straße steigt steil hinauf in den Wald. Die Pfützen auf der Straße spritzen unter den Reifen. Alles ist naß, der Wald, jeder Zweig, die braunen Wiesen. Das ganze Gebirge ist wie ein vollgesogener Schwamm, den eine Riesenfaust zusammenpresst und trüfend

ausdrücken könnte. Zwischen den Stämmen schwebt milchiger Dunst, der sich höher hinauf immer mehr verdichtet und schließlich zum undurchdringlichen Nebel wird. Die Fichtenwände stehen längs der Straße wie Kulissen, eine hinter der anderen, scharf gezackt von den Fichtenzweigen, wie ausgefärbt, naßgrün, matt blaugrün, rauchfarben und die letzte nur als blasser Schemen. Schatten tauchen auf, plötzlich, werden zu Häusern und sinken zurück ins Nichts. Hundegbell klingt, als dringe es unter Kisseln hervor.

Und dann ist nichts zu sehen als milchiger Nebel. Zwei, drei Ebereschen vor uns — zwei, drei Ebereschen hinter uns, kahl, wind-schief, vom Sturm verrenkt, mit siegellackroten Beeren. Und sonst nichts als Nebel. Der Wagen stößt in kurzen Kehren hoch; im steten Wechsel der Schaltungen klingt es, als ob der Motor angestrengt schlucke vor neuem Anlauf in die Raumlosigkeit.

Hinter dieser Nebelhülle liegt Deutschland.

Die Straße fällt. Der Nebel wird lockerer. Der Waldboden leuchtet naßbraun vom Buchenlaub, das ihn wie lackierte Schuppen bedeckt. Häuser tauchen auf, einzeln, niedrig, mit Schindeldächern, wie Wetterkapuzen bis zum Grashang herabgezogen, weiß gekalkt, als stünden sie im Hemde unter der Kapuze in der Nässe. Nun drängen sie sich zur Doppelreihe zusammen. Das Grenzdorf.

Stopp — noch einige hundert Meter hin steht der bunte Grenzpfahl, davor das Zollhaus. Man kann es nicht sehen; die Straßenbiegung verbirgt es.

In der Gaststube ist es kalt und kahl. Es

riecht nach Wasser und Seife. Ein Fenster steht offen. Die nasse Luft weht herein. Es wird geschlossen. Im eisernen Ofen knattert Holz. Allmählich breitet sich die Wärme in Wellen in der Gaststube aus.

Durch die kleinen Fenster sieht man über das enge Tal hinweg. Jenseits steigt eine unbestimmte Schattenwand auf: Wald. Im Durchblick zwischen zwei Häusern wirkt er wie ein graugrüner Vorhang.

Dahinter liegt Deutschland. Das braune Deutschland — das Dritte Reich. Abgeschlossen von der Welt. Verkrampt, betäubt und betrogen. Erfüllt vom Lärm der Propagandarede und Lautsprecher, vom Gedröhn der Heilgesänge und Kommandostimmen und dem Gerassel der Sammelbüchsen, erfüllt von raunendem Flüstern, von heimlichen Flüchen und Seufzern, gequält, wartend, grollend in unterirdischen Tiefen.

Kein Laut dringt herüber. Stumm steht die graue Wand. Dahinter liegt Deutschland...

Wir warten. Aus diesem Grau, trüfend vor Nässe, in schwerer Faltung ins Tal herabhängend, soll ein Bote kommen. Ein Genosse von drüben. Wir sind mit unseren Gedanken bei ihm. Hinter diesem Grau, auf verborgenen Wegen. Ein nasser Zweig streift ihn rauschend. Er bleibt stehen und wartet, späht. Nichts regt sich. Nur der Wald raunt verhalten. Ein Grenzstein schimmert. Noch ein paar Schritte — jetzt ist er hüben, geborgen. Schwerer wird der Rückweg sein — weil es der Rückweg ist. Aber jetzt ist er da! Lachen, Händeschütteln, Fragen, Freude über das Wiedersehen. Sein ehrliches, mutiges Gesicht strahlt. Und aus seinen Augen

blicken uns die Gesichter aller Freunde drü-

an; er kommt in ihrem Namen...

So war es jedesmal. Und heute...? Wir warten. In der Gaststube tickt eine alte Uhr mit lautem, steifem Pendel. Aller halbten Stunden schnarrt ein Rädchen; die Uhr »hebt aus« und schlägt: halb — um — halb — um...

Wir warten. Schräg gegenüber steht ein Baum. Das Gewirr der kahlen, aufstrebenden Zweige bewegt sich, vom Winde gewiegt hin und her. Es sieht aus wie ein Netz von lauter kleinen Scheren, die das ungewisse Grau zerschneiden möchten.

Hier weiß niemand, wer wir sind, worauf wir warten. Für die Kellnerin, willfährigen Gästen gefällig zugetan, bereit, ihnen das Geld aus der Tasche zu lächeln, sind wir einige Herren auf einer Autospritztour. »Ein bißchen fideler könnten sie sein«, wird sie denken. Sie schmeichelt uns eine Krone nach der anderen ab: fürs Grammophon. Es spielt und singt Filmschlager, Foxtrotts, Tangos, einen schmachthafenden Englischen Walzer.

Wir horchen auf jeden Schritt draußen auf der Schwelle, auf das Klirren des eisernen Fußabstreichers. Wir sehen die Klinke an, wenn sie von außen niedergedrückt wird — nein, es ist nur ein Gast.

Nach zwei Stunden ist es klar: der Genosse kommt nicht! Wir sehen durchs Fenster gegen den grauen Waldvorhang, als ob er sich vor unseren Augen teilen und sichtbar werden müßte, was dahinter vorgeht.

Was kann geschehen sein? Es heißt, die Grenzen würden schärfer bewacht, die Grenzwege seien gesperrt. Vielleicht streifen Pa-

Naziprofile aus Pommern

Graf von der Goltz

Hindenburg hatte — man schrieb Februar 33 — vor Hitler kapitullert. Deutschland erwachte und sah sich den Raub- und Mordbänken des braunen Messias ausgeliefert. Damals hielt Rüdiger Graf von der Goltz zu Stettin am Oderstrand eine große Siegesfestrede. Die Diktatur stand in ihrer Jugend Sündenblüte, es war ihren Jüngern noch erlaubt, ja geboten, mit »sozialistischen« Ideen zu kokettieren. Und so verkündete der Herr Graf denn, von Hellrufen umbraut, die Revolutionäre von anno 18 hätten nur halbe Arbeit geleistet und eben das sei ihre Todsünde, sie wären nach Hause gegangen und hätten sich schlafen gelegt. Jetzt aber sei die Stunde gekommen, da die sozialistische Sehnsucht sich erfülle. »Ein zweites Mal wird die Nation nicht nach Hause gehen!...«

Sie welkten schnell dahin, die Siegeskränze und Zukunftspräsen. Hitler beeilte sich, den Scheinkampf wider das Kapital zu liquidieren, er tilgte das Wort Sozialismus (es war ja nur ein Wort) aus seinem Vokabular und wehe dem, der es heut wagen wollte, den »Führer« an sein Programm zu gemahnen.

Der Graf Goltz aber, der einst schwor, nicht nach Hause zu gehen, ist jetzt von Herrn Schacht heimgeschickt worden. Nun mag er wieder die Anwaltsrobe vom Nagel holen und nur, wenn vorm Stettiner Amtsgericht Frau Müller gegen Frau Schultze wegen Beleidigung klagt, wird er seinem Redefuß noch freien Lauf gewähren dürfen. Ach wie bald schwindet Schönheit und Gestalt...

Goltzens Praxis in Stettin war in den Jahren vor der »nationalen Revolution« zur Goldgrube geworden. Der Mann hatte als Jurist zwar keinen allzu guten Ruf, aber er hatte einen guten Namen, nämlich einen schwerwiegenden. Welch Hochgefühl für den Kleinbürger, einen waschechten Grafen zum Advokaten zu haben! Dazu kam seine Betätigung als politischer Phrasendrescher, die ihn in allen »nationalen« Kreisen populär machte. Goltz erwarb erst sehr spät das braune Parteibuch, denn er war darauf bedacht, seine deutschnationalen Junkerkundschaft nicht zu verlieren. Solange es irgend ging, konnte er keine Parteien, sondern nur Klienten. Aber da ließ sich eines Tages ein gewisser Stuckhardt in Stettin nieder, Rechtsanwalt, blutjung und unbegabt, aber einer von der »alten Garde«. Die Nazis wurden angehalten, ihn zu bevorzugen, und was blieb dem Grafen zu Goltz, wollte er der Konkurrenz nicht erliegen, nun anderes übrig, als — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — »Pg.« zu werden und sich ausdrücklich für den braunen Sozialismus zu begeistern.

Die Deutschnationalen mieden fortan seine Kanzlei und der Herr Graf konnte sich nun leisten, ihrem altmodischen Patriotismus einen eleganten Fußtritt zu versetzen. Dieses Deutschland — so erklärte er 1932 öffentlich — werden wir im Falle eines Krieges nicht verteidigen, wir werden die Waffen gegen das herrschende »System« kehren und erst nach

dessen Beseitigung uns wider den äußeren Feind wenden! Ein Staatsanwalt, der den Goltz wegen Landesverrats angeklagt hätte, fand sich natürlich nicht und auch Hitler durfte sich ungestraft — in seiner »berühmten« Lauenburger Rede — die Auffassung seines neuen Vasallen zu eigen machen. Tragödie einer Republik!...

Als Jurist war der gräfliche Advokat nie eine große Leuchte. Er hat auf Kosten seiner Mandanten sich so manchen schweren Lapsus geleistet. Aber seine politischen Plädoyers waren berühmt. Nicht, weil sie geistvoll und überzeugend gewesen wären, sondern weil in ihnen die unverblühte Dreistigkeit so tolle Triumphe feierte, daß den Leuten vor Staunen der Verstand stille stand. Tatsachen, Beweisaufnahme — solche Lappalien pflegte der Herr Graf zu ignorieren. Er hatte seine eigene Methode, die immer nur darauf hinauslief, Richter und Schöffen zu beschimpfen, zu verhöhnern, zu bedrohen. Und man muß leider sagen, daß er damit so manches Mal Erfolg hatte. Als einmal ein Richter monierte, daß ein Angeklagter in SA-Uniform erschienen war, meinte der Graf: »Der Herr Vorsitzende wünscht wohl, daß mein Mandant sich eine Reichsbanneruniform anzieht...« Die Folge war ein schwächlicher Protest des Richters und der Jubel der braunen Galerie, die die Rüpelei als Heldentat feierte.

Nach Hitlers Machtantritt wurde Goltz Treuhänder der Arbeit, hoher Wirtschaftsfunktionär und Präsident des pommerschen Provinziallandtages. Als zum letzten Male Sozialdemokraten in diesem Parlament erschienen und unser Genosse Passchl eine tapfere Rede hielt, gab Goltz das Zeichen zum »Losschlagen« und ließ Passchl aus dem Saale prügeln...

Goltz hat immer eine feine Nase für Konjunktur gehabt. Darum schloß er sich schon recht bald nach dem »Aufbruch der Nation« dem rechten konservativen Flügel der Partei an und benutzte seine Ämter unverblümt zu Handlangerdiensten für die Großindustrie.

Trotz alledem hatte er kein Glück. Schacht, der auf Hitlers Wunsch das Regime von Nazis reinigt, hat für den wackeren Edelmann nichts weiter übrig gehabt, als... den blauen Brief.

Wilhelm Karpenstein

Fast keiner von denen, die in Pommern die Nazi-Partei gemanagt haben, ist heute noch in Amt und Würden. Der erste, der verschwand — im Frühjahr 33 schon — war der Ortsleiter von Stettin, der Konditor Czirnlok. Jahrelang hatte die Linkspresse ihn nachgesagt, daß er mit Parteigeldern dunkle Geschäfte treibe. Zornentflammt hatten die Braunen diese »Verleumdung« eines ihrer besten und ältesten Kämpfers zurückgewiesen — ohne sie allerdings widerlegen zu können. Aber bald nach dem Umsturz kamen sie selbst dem Czirnlok auf die Sprünge. Die Sache wurde in aller Stille erledigt. Der Kon-

ditor wurde vom Schauplatz seiner »Taten« weggeholt und durfte fern vom Schuß in irgend einer untergeordneten Funktion weiter vegetieren.

Damals gab es freilich allerhand Leufe, die wissen wollten, daß der Mann, der Czirnlok gestürzt und seine Sünden aufgedeckt hatte, der pommersche Gauleiter Wilhelm Karpenstein, selbst in die ganze Affäre tief verstrickt gewesen sei. Er habe sich als Richter und Rächer nur aufgespielt, um den Verdacht von sich fortzulenken...

Sei dies wie es sei; kurz nach Czirnloks Verschwinden konnte Karpenstein noch einmal im Zenith seines »Ruhmes« stehend, seinen Geburtstag feiern. Es war der dreißigste (!!) und dieser denkwürdige Tag wurde in Pommern mit lautem Trara festlich begangen. In langen bebilderten Leitartikeln »würdigte« die Nazipresse das heldische Lebenswerk dieses kaum dem Jünglingsalter Entwachsenen, als gelte es, einen vollbärtigen Jubelreis zu feiern...

Karpenstein (der Name klingt nicht sehr arisch) ist 1903 geboren. Als der Krieg begann, war er elf Jahre. Das hat ihn später nicht gehindert, in seinen Reden das Frontkämpfertum als Lebensideal zu preisen, so daß es klang, als habe er selbst vier Jahre im Schützengraben gelegen. Er hat Jura studiert und kurze Zeit in Greifswald als Anwalt praktiziert. Dann wurde er Gauleiter, bezog ein Heldengeld und sauste in elegantem Auto in der Provinz herum, befehlshaberisch den Parteilgeneral markierend.

Er trieb eine tolle Günstlingswirtschaft. Alle paar Monate entdeckte er einen neuen Liebling, den er zu seiner rechten Hand machte und dann, wenn er seiner überdrüssig war, flugs wieder in der Versenkung verschwinden ließ, und — der nächste Favorit hatte freie Bahn.

Bei alledem wurde der junge Schwerenöter — gleichsam über Nacht — schwerreich. Mit seinem Privatkapital wurde 1932 die »Pommersche Zeitung« gegründet, deren Impressum ihn als Herausgeber nannte. Er war der Chef des Unternehmens und die Redakteure, seine Tintenkulis, mußten ausgiebig das Lob ihres jungen Arbeitgebers singen, um nur ja dessen Gunst und Gnade nicht zu verscherzen.

Als das Dritte Reich ausbrach, war Karpenstein (nun auch preußischer Staatsrat) ein gemachter Mann. Im vornehmsten Viertel Stettins ließ er sich eine hochherrschaftlich-komfortable Villa bauen und konnte nun von seines Daches-Zinnen auf das von ihm beherrschte Pommern zufrieden hinabsehen...

Aber ach, auch das wahre Märchen vom armen Advokaten Karpenstein, den der Zauberer Hitler — eins, zwei, drei — in einen großmächtigen Herrn verwandelte, beginnt mit: »Es war einmal...«

Es kam der 30. Juni. Und wenn Herr Karpenstein auch nicht, wie sein pommerscher Mitregent v. Heydebreck vor die Revolver der SS geschleppt wurde, so ward er

doch in Acht und Bann getan, verlor Amt und Würde und Villa. Das Amt erbte Herr Schwede, früher Bürgermeister in Koburg. Und in der Villa schlug die — gereinigte — SA ihr Quartier auf.

Die Spur von seinen glücklicheren Erden-tagen ist in Pommern ausgelöscht. Gerade die, die sich einst vor dem »Pommernführer« nicht tief genug im Staube wälzen konnten, tun heute ängstlich so, als hätten sie den Namen Karpenstein nie im Leben gehört...

So vergeht der Ruhm der Welt!

Schwarz van Berk

In einem sozialistischen Wochenblatt ist er einmal mit Harry Domela, dem »falschen Prinzen« verglichen worden. Er klagte wegen Verleumdung. Das Gericht verhängte — wegen formaler Beleidigung — eine ganz minimale Geldbuße und in der Begründung hieß es ausdrücklich, daß jener Kennzeichnung ein gewisses Maß von Berechtigung nicht abzusprechen sei. Herr van Berk und sein Rechtsbeistand der Graf von der Goltz sollen, als sie von der Verhandlung nach Hause zogen, recht klein und häßlich ausgesehen haben.

Van Berk ist heute Chefredakteur des »Angriff«, des finstersten Revolverblattes, das die Welt je gesehen, er thront auf dem Sessel, auf dem sich Göbbels seine ersten Lorbeeren erhetzte. Er ist — die Treppe hinaufgefallen, denn seine pommersche Laufbahn endete mit einem heftigen Hinauswurf. Er hatte im Herbst 33 in der »Pommerschen Zeitung« einen scheinheiligen Artikel über das Elend der Landarbeiter geschrieben. Das erboste die Junker. Am nächsten Tage war Schwarz van Berk abgesägt und das Blatt nahm mit reuigem Bedauern den »Rückfall in marxistische Klassenverhetzung« offiziell zurück.

Der zackig heldische Adelsname des trickgewandten Abenteurers ist — seine Privaterfindung. Der Mann heißt in Wahrheit schlicht bürgerlich Hans Schwarz. Er begann als Wanderredner beim Stahlhelm und warb mit Pathos für diesen »Bund der Frontsoldaten«, obwohl er selbst den Krieg nur auf der Schulbank miterlebt hat. Schließlich wurde er Redakteur an der deutschnationalen »Pommerschen Tagespost«. Da es ihm bald mit Glanz gelang, den Chefredakteur Dr. Dyrssen wegzuekeln und dessen Amt zu erben, hielten die Junker, die das Blatt finanzierten, ihn für reif und fähig für eine besondere Mission: Er sollte den Verlagsleiter Wiese, der einen lebenslänglichen Vertrag hatte und unbequem wurde, zur Strecke bringen. Schwarz erledigte das prompt. Er behauptete von Wiese, dieser habe seine — Schwarzens — Privatkorrespondenz erbrochen. Wiese wurde daraufhin fristlos ohne Pension entlassen, strengte aber einen Prozeß an und gewann ihn. Denn vor Gericht zeigte sich, daß Schwarz' Behauptung erlogen war. An den Folgen der Erregung ist

troufflen — das Dritte Reich hat Angst vor Druckschriften, die dem Volke die Wahrheit sagen. Es hat Angst vor diesem kleinen Manne in dem großen nassen Walde. Er aber wird gar nicht gegangen sein. Auf der Zollstraße kann er nicht herüber, und wenn die Grenzwege gesperrt sind, weiß auch er das. Nein, so leicht geht er ihnen nicht ins Garn. Dafür ist er zu klug, zu besonnen.

Wenn er aber doch...?

Einmal ging er zurück. Im strömenden Regen. Von beschwerlichen Wegen aufgehalten und verspätet. Aber er muß die Station erreichen; es fährt nur noch dieser eine Zug! Ein Autobus taucht auf. Der Chauffeur sieht den winkenden Wanderer im Scheinwerferlicht. Im Regen, und hält. »Können Sie mich mitnehmen?« — Meinestwegen. — Er steigt ein und sieht sich einer SA-Kapelle gegenüber, die von einer Dienstfahrt zurückkehrt. »Jetzt bist Du futsch!« denkt er, faßt sich aber schnell. »Heil Hitler!« — »Heil! Na, Kamerad, Dich hat das Sauwetter richtig erwischt!« — »Ja, aber da habe ich ja noch Schwein gehabt, daß ich euch getroffen habe!« Er packt den Rucksack unter den Sitz — es sind verbotene Druckschriften drin: einen Buschen blühendes Heidekraut hat er obendrauf gebunden...

Er ist gut angekommen damals...

Die dritte Stunde verrinnt. Nebelschatten sinken über den grauen Wald drüben. Das Grammophon plärrt einen Foxtrott... und dann kamst Du...!« Einer von uns geht zum Apparat, schaut sich, nur um etwas zu tun, das Verzeichnis an.

»Hallo!« ruft er plötzlich.

Er sucht eine Nummer in den Fächern

des Plattenschranke, zieht eine Platte heraus, sagt an: Homocord 4 — 2293, legt sie auf. Jäh fahren wir herum — was ist das!

Es ist Uthmanns Chor »Empor zum Licht!«

Was sind das für Klänge! Was rufen sie alles wach! Welcher Alarm der Empfindungen!

Einer rollt, von Gedanken bewegt, den Bleistift zwischen den Fingern, legt ihn hartklappend auf den Tisch.

»Erwache, Volk, erwache! Er—wa—che!« Das singen Berliner Arbeiter — wir lesen es dann auf der Platte: Arbeiter-Sängerbund Berlin, 6. Bezirk. Leitung: Kapellmeister Joseph. Berliner Arbeiter — ihre Stimmen klingen von der Platte wie heller Stahl. Eine Orgel durchbraust den Chor der Männerstimmen.

Die kahle Grenzgestube weitet sich, der Klang macht sie groß, die Decke hebt sich — Licht, rote Fahnen, die Masse, gedrängt, Kopf an Kopf, die Gesichter, Reihe um Reihe, der Bühne zugewandt...

»Empor zum Licht!«

Diese Stimmen — sie klingen aus Deutschland, aus dem Lande hinter dem grauen Nebelwalde. Sie klingen aus der Vergangenheit.

Diese Stimmen — jede ist ein Schicksal. Was ist aus den Männern geworden? Wo sind diese Arbeiter heute? Versprengt, verfeimt, verstummt, ihr Lied verpönt, dieser und jener vielleicht gefangen — sind sie wandelnd geworden? Stehen sie fest in heimlicher Front?

Die Platte ist schon ziemlich abgespielt.

Manchmal, Sonntags, kommen Gäste von drüben. Arbeiter aus den Industriedörfern jenseits der Grenze. Sie kommen auf ein böhmisches Bier. Sie lesen Zeitungen. Und manchmal läßt einer die Platte spielen.

»Erwache, Volk, erwache!« Ein Hall aus der Vergangenheit. Eine Botschaft für die Zukunft. »Empor zum Licht!«

Der Wald drüben schleiert immer mehr ein, entschwindet ins Ungewisse. Spätestens übermorgen muß die Nachricht da sein, die uns Gewißheit gibt.

Wir fahren zurück. Hinauf in den Nebel, ins Raumlose. Graue Schatten sinken hinter uns zurück. Nebel steigt auf, hoch, eine Wand, eine Mauer. Dahinter liegt Deutschland.

Wie ein Geisterchor, jenseits von heute, klingt es fort:

»Erwache, Volk, erwache...!«

Manfred.

Der Judarier

Material für Irrenärzte.

Der verstorbene Wiener Schriftsteller Arthur Trebitsch stammte zwar aus einer orthodox-jüdischen Familie, machte aber die kämpfhaftesten Anstrengungen, um trotzdem als Arier zu gelten und wurde zum hysterischen Verfechter deutschvölkischer Rassewahn. Also ein würdiger Vorkämpfer der »nationaldeutschen Juden«. In einem Berliner Verlag hat nun eine Völkische ein sympathisierendes Werk über diesen mosaikalen Fall von Norden-Koller erschel-

nen lassen. Darin avanciert der verrückte Trebitsch zur großen Tragödienfigur und der Rezensent der Dresdener Nachrichten sagt dazu:

»Ohne Zweifel lebte er die Tragödie eines reinen Idealisten, aber... man glaubt nicht, daß ein wirklich arischer Mensch so gehandelt hätte wie Arthur Trebitsch, sondern steht in seinem Fanatismus, in seinem Wüten gegen alle natürlichen Bindungen gerade seine jüdische Art durchbrechen.«

Hier brüllt selbst der an viel solchen Spaß gewöhnte Leser des gleichgeschalteten Blattes um Hilfe. Denn er soll sich vorstellen, daß ein »arischer Mensch«, der nebenbei als Jude geboren ist, seine jüdischen »Bindungen« mit arischer Würde trägt, weil es in diesem Falle echt jüdisch sei, völlig arisch sein zu wollen... Heiliger Wotan, schwer straft Du Deine Anhänger!

„Neben Puppen und Maskotts...“

Ein lockendes Weihnachtsangebot in der »Eleganten Welt« lautet so:

»Eine interessante Neuheit ist die schön geformte Vitrine mit Nürnberger Porzellansoldaten in leuchtenden Farben. Die kunstvoll modellierten Figuren verkörpern die verschiedensten Waffengattungen. Neben Puppen und Maskotts werden also im Salon der Damen künftig auch die kriegerischen Söhne des Mars in gläsernem Schrein anzutreffen sein.«

Die Söhne des Mars, die im Glasschrank sitzen, werden wenigstens nicht mit Steinen werfen. Aber die Urbilder?

Wiese, ein älterer Mann, kurz danach gestorben.

Uebrigens: Als Schwarz nach Stettin kam, streute er dort eifrig das Gerücht aus, er sei ein Verwandter des holländischen Margarinekönigs van den Berg. Das erhöhte sein Ansehen und seinen Kredit, war aber glatter Schwindel, denn, wie gesagt, den Namen van Berk hat Hänschen sich höchstselbst beigegeben. Um das zu vertuschen, zeichnete er auch im Impressum mit diesem falschen Namen, was bekanntlich laut Preßgesetz verboten und strafbar ist.

In kurzer Frist hatte er die große »Pommersche Tagespost« ganz auf den Hund gebracht. Sie hatte bald nur noch 2000 Leser und konnte nur durch Verkauf ihres Verlagspalastes dem Konkurs entgehen.

Schwarz verließ natürlich als erster das sinkende Schiff und ging zur Nazikonkurrenz, die er bis dahin wütend bekämpft und geschmäht hatte. Nun schrieb er die wütendsten Hetzartikel wider seine ehemaligen Kollegen, wobei er wacker die Kenntnisse benützte, die er in ihrem Kreis gesammelt hatte...

Das ist der Werdegang jenes Schwarz von Berk, der jetzt am »Angriff« als Oberdenunziant wirkt, der das Kesseltreiben gegen Hindemith entfachte, der den Bankrat Köppen, den Dr. Flesch und viele, viele andere der SA ans Messer lieferte. Meist enthalten seine Schreiberhefen jetzt auch mehr oder minder offene Spitzen gegen den Führer und Osaf. Denn hinter Schwarz steht als Drahtzieher und Inspirator der Josef Gbbels. Der wird freilich, wenn wieder einmal zu einem 30. Juni kommt, »rein« dastehen und sein Kreatürchen Schwarz ebenso preisgeben, wie er seine Freunde Röhm und Heines verriet...

Schließlich sei ein Geschichtchen aufgezeichnet, das man sich heute noch — im Flüsterton — in Pommern erzählt, wenn von Schwarz von Berk die Rede ist. Es hat den Vorzug mehr zu sein, als eine gute Anekdote, nämlich: buchstäblich wahr. Es berichtet von dem Kampf, den der pseudoadlige Nazischmök erst gegen — seine eigene Nase führte. Da hatte also eine sozialdemokratische Zeitung ein Bild des Hans Schwarz gebracht. Der lief vor den Kadl und beteuerte, das Bild sei eine infame Fälschung. Man habe ihm per Retouche eine jüdische Nase angezaubert. Der Richter sah den Schwarz an, sah das Bild an, und... fand es ähnlich. Und es ergab sich auch wirklich, daß das Bild die unverfälschte Wiedergabe eines getreulichen Originalkonterfeils war...

So kam, daß Schwarz von Berk vor Gericht stand und beharrlich behauptete — jüdisch auszusehen. Denn schließlich kann man zwar seinen eigenen mehr oder minder ehrlichen Namen verleugnen, aber der Besitz einer Nase läßt sich halt nicht so ohne weiteres abtreten...

Wirtschaftsprognose verboten

Das Institut für Konjunkturforschung gibt regelmäßig seine Vierteljahrsberichte heraus. Im Teil A dieser Hefte wurde bisher stets eine Analyse der allgemeinen Wirtschaftslage des vergangenen Vierteljahres gegeben und die Möglichkeiten aufgezeigt, die sich für die künftige Entwicklung der deutschen Wirtschaft ergaben.

Im letzten Heft des Teil A, das mit einer Verspätung von sechs Wochen nach dem Teil B erscheint, geschieht das nicht mehr. Statt der sorgfältigen Untersuchung und der Zusammenfassung aller für das Wirtschaftsleben bedeutenden Tatsachen, statt des Abwägens der möglichen Beeinflussung der weiteren Entwicklung durch sie werden diesmal eine Anzahl wirtschaftspolitischer Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen der Regierung geschildert. Auf die Hamsterkäufe, die Rohstoffschwierigkeiten, die bedrohliche Preisentwicklung und andere wichtige Erscheinungen wird nur summarisch hingewiesen.

Keine Prognose, keine Perspektive der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, die früher immer, wenn auch kritisch, so doch mit großem Interesse gelesen wurden.

Warum wohl? Offenbar sind die Verantwortlichen des gleichgeschalteten Institutes für Konjunkturforschung trotz aller Bemühungen nicht in der Lage, günstige Aussichten für die weitere Entwicklung der deutschen Wirtschaft zu geben. Bei dem Durcheinander der einander aufhebenden wirtschaftspolitischen Maßnahmen und angesichts der in der nächsten Zeit noch ernster hervortretenden Rohstoffschwierigkeiten und der ungeschwächt fortwährenden Hemmnisse für den Außenhandel wäre das allerdings auch eine unmögliche Aufgabe.

Das Ende des Vereins für Sozialpolitik

Nach einem mehr als sechzigjährigen Bestehen des Vereins für Sozialpolitik ist vor einiger Zeit seinen Mitgliedern ein Brief zugegangen, in dem der Vorsitzende Prof. Sombart mitteilt, daß die Auflösung des Vereins erfolgen müsse. Die Wirksamkeit des Vereins hatte sich über Deutschland hinaus auf Oesterreich, Schweiz und die Tschechoslowakei erstreckt. Ein Weiterbestehen dieser Vereinigung hatte sich im Dritten Reich unmöglich erwiesen. Vom Standort der sozialistischen Arbeiterbewegung wird nicht verschwiegen werden dürfen, daß der Verein für Sozialpolitik die ihm von seinen Gründern gestellte Aufgabe niemals erfüllt hat; dennoch bleibt seine Auflösung unter Adolf Hitler von Bedeutung. Diese Vereinigung bürgerlicher Nationalökonomien hat es abweichend von anderen wissenschaftlichen Organisationen und abweichend von ihrem Vorsitzenden abgelehnt, dem Faschismus ihre Reverenz zu erweisen. Sie hat die Auflösung einer Gleichschaltung vorgezogen, da die Freiheit der Forschung und Diskussion seit dem nationalsozialistischen Aufbruch aufgehört hat in Deutschland zu bestehen.

Als der Verein für Sozialpolitik im Anfang der Siebzigerjahre gegründet wurde, stand die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in ihren Anfängen. Die Herrschenden glaubten, die Ansätze der Gewerkschaften zerstören zu können, indem sie soziale Wohltaten verabreichten. Aber weder sozialpolitische Geschenke, noch polizeilicher Druck vermochte die zu geschichtlicher Größe bestimmte Bewegung aufzuhalten. Die orthodoxen Nationalökonomien verteidigten zu jener Zeit leidenschaftlich das liberale Manchesterium und leugneten das Bestehen einer sozialen Frage. Sie bezeichneten es als »Gedankenverwirrung und demagogische Hetzerei«, überhaupt von einer Arbeiterfrage zu sprechen und lehrten die Freiheit der Ausbeutung als »volkswirtschaftliche Freiheit.« Diesen Vertretern eines schrankenlosen wirtschaftlichen Individualismus traten 1871 zum erstenmal die Träger der jüngeren Generation entgegen, die unter der Führung Brentanos den Verein für Sozialpolitik begründeten. Der Gegensatz innerhalb der bürgerlichen Nationalökonomie wurde von Brentano einmal mit folgenden Worten ausgesprochen:

»Während die herrschende Lehre als ein Panegyrikus auf die Satten erschien, empfand man es als dringendes Bedürfnis, die Volkswirtschaft auch vom Standpunkt der Hungerigen wissenschaftlich zu durchforschen.«

Die Gründer des V.f.S. waren gewiß keine Sozialisten, aber bei aller Loyalität zum kapitalistischen System wandten sie sich gegen die politischen Vorurteile, die zur Verfolgung der Gewerkschaften geführt hatten, blieben aber im übrigen als Anhänger des Sozialliberalismus in ihren Protesten auf halbem Wege stehen. Sie anerkannten die Selbsthilfefverbände der Arbeiter, sprachen sich für die Fortentwicklung des Arbeitsvertrags und der Fabrikgesetzgebung aus und bekannten sich zum Staat

»als dem großartigsten sittlichen Instrument zur Erziehung des Menschengeschlechts«

aber der »Kathedersozialismus«, wie die jüngere Generation genannt wurde, hielt es bei ihrer »positiven Reformarbeit« für gut, zum Sozialistengesetz unbedingt zu schweigen. Die Absichten der Gründer scheiterten an der politischen Willenlosigkeit der Mitgliedschaft im Verein für Sozialpolitik. Es kam zwischen den Vorkämpfern des Sozialliberalismus wie Friedrich Naumann, Max Weber u. a. häufig zu lebhaften Auseinandersetzungen mit den Industriellen wie Bueck, Tille usw., ohne daß aus diesen Diskussionen und aus den Untersuchungen des Vereins Konsequenzen gezogen worden wären. So wurde der Verein für Sozialpolitik, der sich bei der Gründung das Ziel einer durchgreifenden Sozialreform gesteckt hatte, allmählich eine Akademie für Sozialökonomie. In seinen Arbeiten waren bald die wirtschaftswissenschaftlichen überwiegend, während die Sozialpolitik zurückgedrängt wurde.

Wenn nach 1918 in Deutschland grundlegende sozialpolitische Gesetze geschaffen und vor allem der Grundgedanke des Kollektivismus im Arbeitsrecht zur Anerkennung gebracht werden konnten, so waren es ausschließlich Erfolge der Arbeiterbewegung selbst, die längst aus dem Stadium einer Bevormundung durch die bürgerlichen Sozialreformer herausgewachsen war. Brentano hat in der Nachkriegszeit mehrmals bedauert, daß der Verein für Sozialpolitik andere als sozialpolitische Fragen in sein Aufgabenfeld einbezogen hat und er sprach von »einer Verzerrung und Entartung des Programms«, konnte aber diese Entwicklung nicht mehr verhindern. Als die Inflation das

Wirtschaftsleben überflutete, wurden die Jüngeren wiederum unwillig, daß die Wissenschaft nicht ans Steuer getreten war, um die hilflosen Wirtschaftsführer zu ersetzen. Prof. Herkner erklärte 1922 auf der Eisenacher Tagung:

»Man ruft nach der objektiven Wissenschaft als Führerin aus dem Labyrinth und dem Elend der Gegenwart.«

Der Führer aus der Wissenschaft ist indes nie erschienen und auch der Verein für Sozialpolitik zeigte keine Neigung, das Lehramt anzutreten. Alle Ansätze, eine Reaktivierung im Sinne des Gründungsprogramms vorzunehmen, scheiterten und auf der mit Spannung erwarteten Konferenz in Zürich vom Jahre 1928 war von einem neuen Gepräge nichts zu verspüren. Der wandelbare Sombart stürzte sich in den Kampf gegen »den proletarischen Sozialismus«. Im übrigen wurde sorgsam vermieden, im sozialen Ringen der Klassen irgendwie Partei zu ergreifen. Der Verein für Sozialpolitik hatte sich immer mehr darauf beschränkt, objektive wissenschaftliche Feststellungen zu machen und den Interessenten die Wahl der Stellungnahmen zu überlassen. So war die Vereinigung eigentlich längst aus den Kämpfen für den sozialen Fortschritt ausgeschieden und ihr Gründer Lujo Brentano hatte sich mit dieser Wandlung nie einverstanden erklärt. In seinen Lebenserinnerungen wendet er sich gegen die »akademische« Richtung und schreibt:

»So hat es mich gewundert, in den späteren Verzeichnissen der Mitglieder des Vereinsausschusses Namen von Männern zu finden, die in unseren Anfängen sich scheuten, unseren Versammlungen beizuwohnen, weil sie fürchteten, daß es ihnen schaden könne, wenn ihr Name aus solchem Anlaß in die Zeitungen käme... Wollte ich bei solchem — Verhalten im Verein für Sozialpolitik bleiben, so wäre dies einer stillschweigenden Billigung seiner Gleichgültigkeit für die Herz und Nieren des deutschen Volkes bedrohenden Gefahren gleichgekommen; es wäre die Verleugnung meiner ganzen Vergangenheit gewesen.«

Brentano ist alsdann 1929 im 85. Lebensjahr aus dem Verein ausgeschieden. Daß der Verein trotz soviel Selbstbescheidung im sozialen Handeln im Hitlerreich dennoch nicht weiterbestehen durfte, ist kennzeichnend für den Grad von Unfreiheit, der auch nicht ein Minimum von wissenschaftlicher Forschungs-

tätigkeit zuläßt. Es gereicht den Mitgliedern des Vereins für Sozialpolitik zur Ehre, daß wenn sie auch längst nicht mehr den Mut des Denkers zu klümem Handeln aufzubringen vermochten, sie doch wenigstens den Mut hatten, dem Regime des Drills und der Unkultur mit der Auflösung des Vereins zu antworten.

In der Entwicklung des Vereins für Sozialpolitik aber spiegelt sich die Wandlung des kapitalistischen Systems. In den siebziger Jahren umfaßte die Sozialpolitik die mögliche Einordnung des Arbeiters in die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung; die großen sozialen Spannungen von heute waren noch nicht sichtbar. Damals stand der Kapitalismus in einer Zeit der Blüte und des Aufschwungs. Damals stand die bürgerliche Nationalökonomie noch daran, Sozialpolitik auf liberal-individualistischer Grundlage betreiben zu können. Inzwischen mußten die Träger des Vereins für Sozialpolitik erkennen, daß mit der Entwicklung zum Monopolkapitalismus die Voraussetzungen ihres Programms zerstört worden sind. Sozialpolitik im Monopolkapitalismus treiben wollen, heißt die soziale Frage in ihrer Totalität aufröhlen.

Der niedergehende Kapitalismus verlangt nach »autoritärer Sozialpolitik«, um seine Betriebe auf Kosten der Arbeiter rentabel halten zu können. Er kann weder ein Rechtsverhältnis im Arbeitsvertrag, noch eine konstitutionelle Betriebsverfassung gebrauchen. Sein Ruf nach dem autoritären System in Staat, Wirtschaft und Betrieb ist nichts anderes, als der Wille zur Errichtung des reinen Gewaltverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit. In diesem Stadium der kapitalistischen Entwicklung war auch für die sozialliberale Auffassung des Vereins für Sozialpolitik kein Raum mehr. Mag der Kapitalismus der Siebziger Jahre die Illusion gehabt haben, mit sozialpolitischen Wohltaten den Aufstieg der Arbeiterbewegung dämpfen zu können. Für die Monopolgewaltigen von heute ist nur noch Faschismus das gegebene Instrument, den Arbeiter unter ihre »autoritäre Sozialpolitik« zu zwingen. Der Faschismus konnte nicht einmal den Verein für Sozialpolitik länger ertragen, denn das soziale Programm der Diktatur lautet:

»Wer Knecht ist soll Knecht bleiben.«

Verschärfte Ausbeutung

Die im letzten Vierteljahrsheft des Berliner Instituts für Konjunkturforschung veröffentlichten Statistiken gestatten einen interessanten Vergleich zwischen der Steigerung der Produktion und der Vermehrung der Beschäftigtenzahl. Wir wollen aus der Statistik nur zwei Industrien herausgreifen: den Steinkohlenbergbau und die eisenschaffende Industrie.

Im Steinkohlenbergbau ist die Steinkohlenförderung von Mitte 1932 bis Mitte 1934 um 24 Prozent gestiegen, die Kokszerzeugung gar um 28 Prozent. Die Belegschaft wurde aber nur um 31.000, von 295.000 auf 326.000, vermehrt.

Mit nur 11 Prozent Beschäftigten mehr wurde die Förderung, bzw. Koksproduktion um durchschnittlich 26 Proz. erhöht.

In der eisenschaffenden Industrie betrug die Ausnutzung der Kapazität der Arbeitsplätze Mitte 1932 44,8 Prozent. Sie wurde im August 1934 auf 69,3 Prozent gesteigert. Das sind 24,5 Prozent. Dagegen stieg die Produktion von Roheisen von 328.000 Tonnen im Monatsdurchschnitt 1932 auf 799.000 Tonnen im August 1934. Die Rohstahlerzeugung betrug Mitte 1932 monatlich 481.000 Tonnen und im August 1934 1.068.000 Tonnen. Für Walzisen sind die Ziffern 394.000 Tonnen und 842.000 Tonnen.

Die prozentuale Steigerung der Produktion betrug bei Roheisen beinahe 150 Prozent, bei Rohstahl 120 Prozent, bei Walzisen etwa 113 Prozent.

Diese Produktionsziffern illustrieren recht drastisch die Tatsache, daß besonders in der Schwerindustrie die Rationalisierung auch im Jahre 1933 und 1934 weitergetrieben worden ist, und daß die Methoden der Arbeiterausbeutung gewaltig verschärft worden sind.

Die Krupp, Thyssen, Wolff, Klöckner sind durch den Faschismus die mehrfach Gewinnenden geworden: er hat ihnen die Organisationen der Arbeiterschaft zerschlagen und ihnen Möglichkeiten der Profitsteigerung gegeben, die sie, wie das angeführte Beispiel zeigt, rücksichtslos ausnützen.

Ganz wie früher...

Inserat im »Westdeutschen Beobachter«: „Kommißbrot, echtes, ganz wie früher! Bäckerei V.

Ganz wie früher! Die große kleine Zeit ist wirklich wieder angebrochen.

Blinder Gehorsam, Himmeler — von Ernst in seinem Brief an Heines »der Schwarze« genannt — hat die SS im ganzen Reich beabsichtigt. Zum Schluß hielt er in München eine Ansprache und verlangte »blinden Gehorsam, bedingungslose Treue zum Führer, ohne Bedenken, Zögern und Einwendungen.« Angesichts der Gerüchte, daß der SS ein 30. Juni drohe, nicht uninteressant.

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Herausgeber: Ernst Sattler; verantwortlicher Redakteur: Wenzel Horn; Druck: »Graphia«; alle in Karlsbad. Zeitungstarif bew. m. P. D. Zl. 159.334/VII-1933.

Der »Neue Vorwärts« kostet im Einzelverkauf innerhalb der CSR. Kc 1.40 (für ein Quartal bei freier Zustellung Kc 18.—). Preis der Einzelnummer im Ausland Kc 2.— (Kc 24.— für das Quartal) oder deren Gegenwert in der Landeswährung (die Bezugspreise für das Quartal stehen in Klammern): Argentinien Pes. 0.30 (3.60), Belgien Frs. 2.— (24.—), Bulgarien Lew 8.— (96.—), Danzig Guid. 0.30 (3.60), Deutschland Mk. 0.25 (3.—), Estland E. Kr. 0.22 (2.64), Finnland Fmk. 4.— (48.—), Frankreich Frs. 1.50 (18.—), Großbritannien d 4.— (Sh. 4.—), Holland Gld. 0.15 (1.80), Italien Lir. 1.10 (13.20), Jugoslawien Din. 4.50 (54.—), Lettland Lat. 0.30 (3.60), Litauen Lit. 0.55 (6.60), Luxemburg B. Frs. 2.— (24.—), Norwegen Kr. 0.35 (4.20), Oesterreich Sch. 0.40 (4.80), Palästina P. Pf. 0.018 (0.216), Polen Zloty 0.50 (6.—), Portugal Esc. 2.— (24.—), Rumänien Lei 10.— (120.—), Saargebiet F. Fr. 1.50 (18.—), Schweden Kr. 0.35 (4.20), Schweiz Frs. 0.30 (3.60), Spanien Pes. 0.70 (8.40), Ungarn Pengö 0.35 (4.20), USA 0.08 (1.—).

Einzahlungen können auf folgende Postscheckkonten erfolgen: Tschechoslowakei: Zeitschrift »Neuer Vorwärts« Karlsbad, Prag 46.149. Oesterreich: »Neuer Vorwärts« Karlsbad, Wien B-198.304. Polen: »Neuer Vorwärts« Karlsbad, Warschau 190.163. Schweiz: »Neuer Vorwärts« Karlsbad, Zürich Nr. VIII 14.697. Ungarn: Anglo-Cechoslovakische und Prager Creditbank, Filiale Karlsbad, Konto »Neuer Vorwärts« Budapest Nr. 2029. Jugoslawien: Anglo-Cechoslovakische und Prager Creditbank, Filiale Belgrad, Konto »Neuer Vorwärts«, Beograd Nr. 51.005. Genaue Bezeichnung der Konten ist erforderlich.